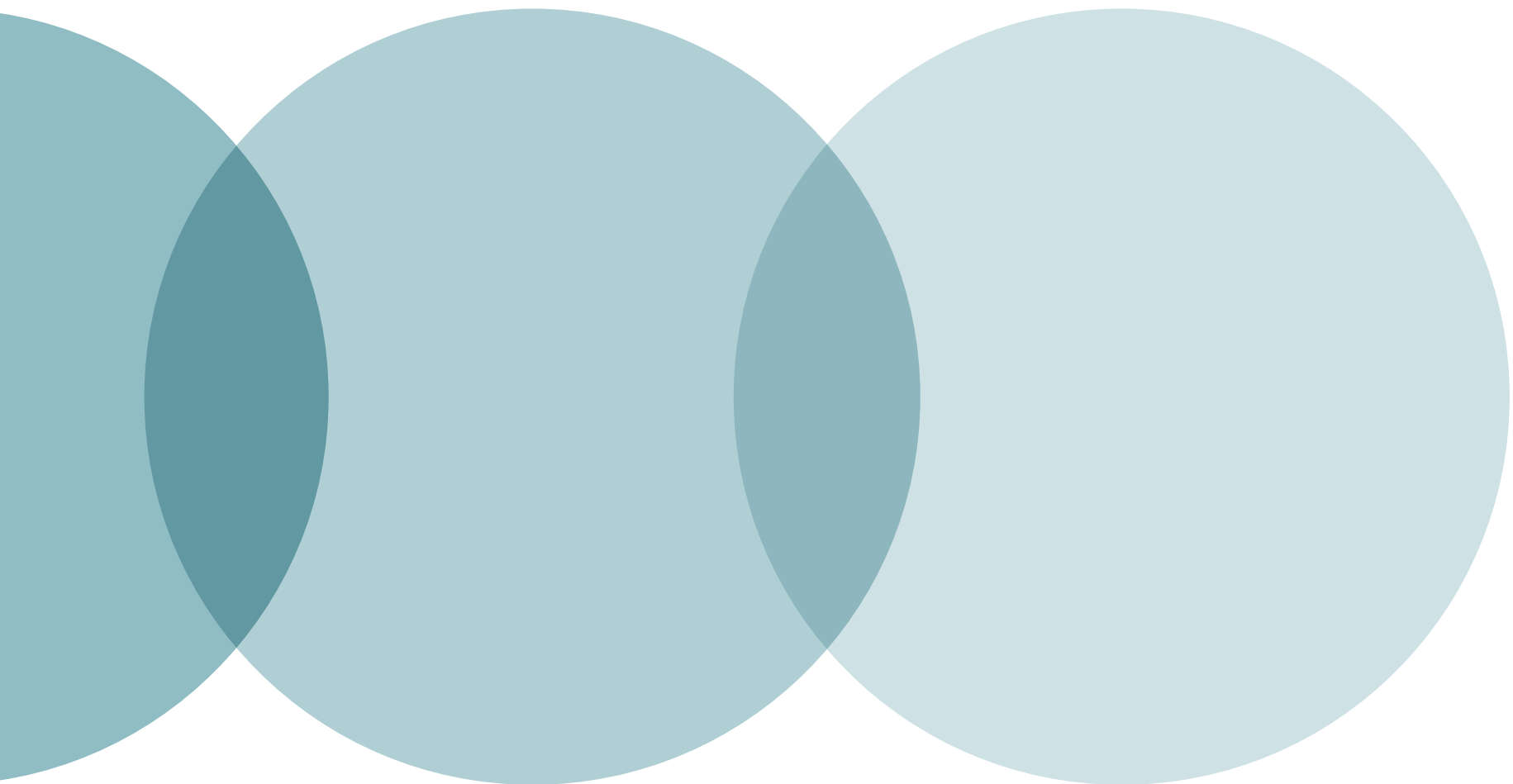


FREI





FREI



Die Gedanken sind frei

Die Gedanken sind frei!
Wer kann sie erraten?
Sie fliehen vorbei
wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
kein Jäger erschießen,
es bleibt dabei:
Die Gedanken sind frei!

Ich denke, was ich will
und was mich beglückt,
doch alles in der Still
und wie es sich schicket.
Mein Wunsch und Begehren
kann niemand verwehren,
es bleibt dabei:
Die Gedanken sind frei!

Und sperrt man mich ein
im finsternen Kerker,
das alles sind rein
vergebliche Werke.
Denn meine Gedanken
zerreißen die Schranken
und Mauern entzwei:
Die Gedanken sind frei!

Drum will ich auf immer
den Sorgen entsagen
und will mich auch nimmer
mit Grillen mehr plagen.
Man kann ja im Herzen
stets lachen und scherzen
und denken dabei:
Die Gedanken sind frei!

Ist schon mein Leben nicht frei, dann doch zumindest meine Gedanken – dieser kleinste gemeinsame Nenner zieht sich durch die Geschichte der Menschheit: „Liberæ sunt nostræ cogitationes“, wusste schon Cicero 52 v. Chr., Walther von der Vogelweide sang darüber Minnelieder, Martin Luther mahnte, dass Gedanken „zollfrei“ seien, Shakespeare lässt 1611 in „Der Sturm“ den Zauberer Stephano sagen: „Thought is free“, und in Schillers „Don Carlos“ (1787) fordert Marquis von Posa den spanischen König heraus: „Sire, geben sie Gedankenfreiheit!“ (Mindestens genauso alt ist freilich die Ansicht vieler Weisheitslehrer, dass wir ohne unser häufig so unkontrollierbares Denken noch viel freier seien.)

Woher genau Text und Melodie dieses Liedes stammen, ist unbekannt. 1780 tauchten die ersten Flugblätter mit dem Text auf; eine Berner Melodie kam um 1800 dazu. Die heute gängigste Textversion stammt von Hoffmann von Fallersleben (1842), dessen Sehnsucht nach physischer, geistiger und politischer Freiheit es bis in die deutsche Nationalhymne geschafft hat.

Die Ode auf die Gedankenfreiheit begleitete fortan große und kleine Widerstandsbewegungen, vom Protest der deutschen Burschenschaften 1832 gegen die sogenannte Demagogenverfolgung bis hin zum 9. November 1948, als sie 300.000 Berliner vor der Reichstagsruine nach der berühmten Rede ihres Bürgermeisters („Völker dieser Welt, schaut auf diese Stadt!“) spontan anstimmten. Sophie Scholl spielte 1942 ihrem inhaftierten Vater die Melodie vor der Gefängnismauer auf der Flöte vor. Wünschen wir auch den heutigen politischen Gefangenen in aller Welt klare und ermutigende Gedanken.

Und Freiheit.

FREI

Ansgar Wimmer & Andreas Holz

Zugegeben: Wie kommt eine Stiftung dazu, ihren Jahresbericht, mit dem sie über ihre gemeinnützige Arbeit Rechenschaft ablegen will, „FREI“ zu nennen? Dort, wo man für gewöhnlich nachweist, dass man alle Regeln beachtet, gut gewirtschaftet und alle Vorgaben im Blick behalten hat. Was macht eine Leistungsschau, was macht das Bemühen um Transparenz und Information frei? Ausgerechnet frei.

Und warum erscheint dieses Jahrbuch der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. für den Zeitraum vom Sommer 2015 bis zum Sommer 2017 fast wie ein Begleitbuch zu einem von der famosen Jazzsängerin Cristin Claas, dem Gitarrenvirtuosen Stephan Bormann sowie dem kongenialen Pianisten und Toepfer-Stipendiaten Christoph Reuter eingespielten Tonträger mit deutschen Volks- und Kunstliedern? Ausgerechnet Volks- und Kunstlieder.

Stiftungsarbeit ist Kunsthandwerk. Ja, wir folgen Maßgaben und Qualitätsansprüchen, weit entfernt von Beliebigkeit und Willkür. Es gibt eine Fachlichkeit des Förderns und Entwickelns, wie es eine Fachlichkeit der Vermögensverwaltung und Ertragserzielung gibt. Solide, taktvoll, umsichtig, auf Augenhöhe. Mit Blick auf die Anforderungen der Zeit, oder, wie es die Stiftungssatzung formuliert: „pionierhaft und konzentriert, zeitgerecht und zukunftssträchtig.“ Tatsächlich ist die Zwillingsschwester der Freiheit die Verantwortung, beide sind nur zusammen vorstellbar, und so gehört zur Stiftungsarbeit auch, verantwortlich Auskunft zu geben über das, was mit den erwirtschafteten Mitteln gefördert, entwickelt und gestaltet wird. Hierbei hilft eine zeitgemäße und aktuelle Website, mehr aber noch öffentliche Veranstaltungen und eine allgemeine Offenheit der Stiftung für Fragen und

Anliegen, die an sie heran getragen werden. Bilanzen und Ertragsrechnungen werden veröffentlicht, ein sachkundiger und erfahrener Stiftungsrat überwacht ebenso wie die staatliche Stiftungsaufsicht die Geschicke der Stiftung, zudem wird die Arbeit fachkundig durch unabhängige Beiräte, Kuratorien und Jürs begleitet.

Dies alles, das verantwortliche Bemühen um solides, nachvollziehbares und transparentes Stiftungshandwerk, schließt erst die Tür auf, ein Jahrbuch „FREI“ zu nennen – und frei zu gestalten. Denn genau die Freiheit der Gestaltung ist die Freiheit von Stiftungen. Wir verwalten unser Vermögen, um gesellschaftlich mitgestalten zu können. Mit Bescheidenheit und Augenmaß zwar, aber durchaus selbstbewusst und mit dem Blick auf die Bewahrung und Ausgestaltung der Freiräume unseres Arbeitsfeldes. Wir haben die Freiheit auszuprobieren, zu scheitern, nochmals zu versuchen. Wir stehen in der Ermutigung, quer zu denken, Risiken einzugehen, hinzutreten und Brücken dort zu schlagen, wo es unwahrscheinlich scheint.

Dabei gilt es noch immer, die eigenen Handlungsmöglichkeiten realistisch zu betrachten: Der Betrieb einer durchschnittlichen weiterführenden Schule in Hamburg kostet unter Einbeziehung aller Kosten und je nach Größe und Schülerzahl ungefähr sechs Millionen Euro pro Jahr. Die Toepfer Stiftung selbst hat rund zwei Millionen Euro für ihre gemeinnützigen Aktivitäten zur Verfügung. Viel kleiner, viel übersichtlicher, viel spezieller: das ist das Signal. Aber gerade deshalb kommt es nicht nur darauf an, *was* wir machen, sondern *wie* wir es machen. Wie entstehen Ideen, wie entwickeln sich unsere Vorhaben, wie begegnen wir unseren Kooperationspartnern,

wie wirken unsere Gasthäuser, wie gelingt Veränderung?

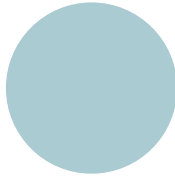
Einer der wiederkehrenden Gedanken und frühen Inspirationen der Stiftungsarbeit greift weit in die griechische Antike zurück und bedient sich eines Zitats des Politikers und Feldherrn Perikles, das der Historiker Thukydides in der Geschichte des Peloponnesischen Krieges überliefert hat: „Wisset, dass das Geheimnis des Glückes die Freiheit, das Geheimnis der Freiheit aber der Mut ist.“ Und so werden aus den Zwillingen Freiheit und Verantwortung drei Geschwister – eng miteinander verbunden und aufeinander bezogen, nämlich Freiheit, Verantwortung und Mut.

Stiftungsarbeit muss keiner politischen Nomenklatur oder Parteitagebschlüssen gehorchen, sie muss nicht medial gefällig sein, und sie darf auch zuweilen mutig sein. Mutig darin, Formen zu durchbrechen, mehr Fragen zu stellen als zu beantworten und, zuweilen, Menschen einzuladen, einen neuen Blick zu werfen, hinter die Dinge zu schauen, etwas neu wahrzunehmen. In einer Freiheit, die zwar vielleicht nicht künstlerisch, aber doch kreativ ist, auch auf Ahnungen und Instinkte vertrauend, Nichtkalkulierbares zu antizipieren, Impressionistischem, Expressionistischem und Subjektivem Raum zu geben und der Möglichkeit des Scheiterns mit Gelassenheit zu begegnen.

In dieser Freiheit laden wir die Leser ein, Vertrautes an unserer Arbeit neu zu entdecken – und auch Vertrautes neu zu hören. Da gibt es einen bislang unveröffentlichten Text von Siegfried Lenz über die Wirkung der Natur auf den Menschen in Verbindung mit der Darstellung unseres Engagements für zukunftsgerichte Landnutzung. Wir hören noch einmal Peter Sellars' brillante Laudatio auf Teodor Currentzis, unseren KAIROS-Preisträger 2016.

Stefanie Graf begegnet Ihnen nicht als herausragende Person des Sports und der populären Zeitgeschichte, sondern in einem Text als besonnene und besorgte Stifterin wie auch engagierte Kooperationspartnerin unserer Stiftung. Essays vieler anderer geschätzter Weggefährten helfen, neben den nüchternen Sachinformationen, die Stiftungsarbeit anders, freier, assoziativer zu entschlüsseln.

In die Freiheit der Jetztzeit entlassen werden auch zwölf sorgfältig ausgewählte und eingespielte Volks- und Kunstlieder, die Sie auf der dem Jahrbuch beigegebenen CD hören können. Die Einspielung ist eine Eigenproduktion der Toepfer Stiftung in Kooperation mit den Künstlern – beeindruckend, verblüffend, hoffentlich berührend wird durch neue Interpretationen zugleich eine Wiederbegegnung mit Vertrautem wie auch eine Befreiung von Vergangenen möglich. Die Zuordnung der Lieder zu den Themen unserer Stiftungsarbeit darf Sie suchend oder schmunzelnd hinterlassen, nehmen Sie sich Zeit, hören Sie rein - und begegnen Sie uns frei!

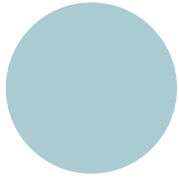


Der Winter ist vergangen

Der Winter ist vergangen,
ich seh des Maien Schein,
ich seh die Blümlein prangen,
des ist mein Herz erfreut.
So fern in jenem Tale,
da ist gar lustig sein,
da singt die Nachtigale
und manch Waldvögelein.

Ich geh, ein Mai zu hauen,
hin durch das grüne Gras,
schenk meinem Buhl die Treue,
die mir die Liebste war.
Und bitt, daß sie mag kommen,
all vor dem Fenster stahn,
empfangen den Mai mit Blumen,
er ist gar wohl getan.

Er nahm sie sonder Trauern
in seine Arme blank,
der Wächter auf der Mauern
hub an ein Lied und sang:
"Ist jemand noch darinnen,
der mag bald heimwärts gahn.
Ich seh den Tag herdringen
Schon durch die Wolken klar."



"Ach Wächter auf der Mauern,
wie quälst du mich so hart!
Ich lieg in schweren Trauern,
mein Herze leidet Schmerz.
Das macht die Allerliebste,
von der ich scheiden muß;
das klag ich Gott dem Herren,
daß ich sie lassen muß.

Ade, mein Allerliebste,
ade, schöns Blümlein fein,
ade, schön Rosenblume,
es muß geschieden sein!
Bis daß ich wieder komme,
bleibst du die Liebste mein;
das Herz in meinem Leibe
gehört ja allzeit dein."

Noch heute findet man im Rheinland und vielen süddeutschen Gegenden in den Tagen nach dem 1. Mai kaum eine Straße, deren Häuser, Vorgärten und Straßenschilder nicht mit kleinen Bäumen oder großen Ästen geschmückt sind, in denen bunte Bänder hängen. Auch in diesem Lied geht die Hauptfigur los, für das „Buhl“, die Liebschaft, „ein Mai zu hauen“, also einen Maibaum zu schlagen.

Text und Melodie des Volksliedes sind beide etwa 500 Jahre alt, entstanden in den Niederlanden. Aber erst Franz Magnus Böhme, ein Dresdner Musikprofessor und Komponist „macht“ das heutige Lied: Er fügt eine Melodie aus dem Lautenbuch von Thysius (um 1600; benannt nach dem Besitzer, nicht dem Komponisten) zu seiner Übersetzung von „Die winter is vergangen“ und nennt das ganze trocken „Maibaum. Neuere Melodie“. Das Lied wird sehr populär, angefangen bei der Wandervogelbewegung; es taucht in vielen Liederbüchern des Dritten Reiches auf, wird aber auch in der Protest- und Umweltbewegung der 1970er Jahre gesungen.

Christin Claas und Band heben die dritte Strophe als C-Teil hervor, jene Szene, die der Geschichte die Wendung gibt. Es bleibt ein Geheimnis, warum der Wächter erst im Morgengrauen den Fremden aus dem Dorf wirft. Jedenfalls beklagt sich das lyrische Ich in einer – im Song ausgesparten Strophe – bitter bei diesem und bei Gott. Die Frühlingsgefühle haben ihren Gegenpol erreicht: „Mein Herze leidet Schmerz“.

Fortan nimmt das Frühlingslied die Gattung der sogenannten „Tagelieder“ an. Das Sehnen nach der Geliebten am Tage nach der nächtlichen Begegnung hat ein eigenes Genre gebildet, mit dem viele Lieder unserer Reihe verwandt sind.

Aufbruch im Museum

Eckart Köhne

Es gibt viele verschiedene Museen, allein in Deutschland mehr als 6.500. Sie zeigen und erklären Kunst und Kultur, Naturkunde, Technik und Geschichte aus regionaler bis globaler Perspektive. Kleine und große Museen bewahren kulturelles Erbe, indem sie ihre Sammlungen erhalten und schützen. Sie vermitteln wissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden an ein breites Publikum am authentischen Objekt. Museen leben den Geist der Aufklärung, aus dem heraus sie entstanden sind: sie möchten dem einzelnen Menschen helfen, durch Wissen und Erkenntnis mündig zu werden. Auch deswegen haben Museen einen hervorragenden Ruf in der Gesellschaft als unbestechliche Einrichtungen, die objektiv der Wahrheit verpflichtet sind. Und nicht zuletzt können Museen Groß und Klein faszinieren!

Immer wieder ändern sich die Museen mit der Gesellschaft, im besten Fall dadurch, dass die Öffentlichkeit selbst die Änderungen fordert. Der letzte große Aufbruch fand in den 1970er Jahren statt, im Gefolge der 68er „Revolution“. Kulturphilosophen riefen gemeinsam mit Studierenden, Journalisten und Wissenschaftlern neue Ziele aus, Kultur und Bildung für alle sollte das Ziel auch der Museen sein. Tatsächlich gewann die Kulturvermittlung an Bedeutung, die Museen lernten ihr Publikum allmählich kennen. Bildung wurde zum Erlebnis, gerade auch durch die zunehmende Zahl an Sonderausstellungen mit spannenden Themen und spektakulären Exponaten. Aktuell verzeichnen die deutschen Museen jährlich mehr als 100 Millionen Besucherinnen.

Heute ist es wieder an der Zeit für einen neuen Aufbruch. Mit dem Eintritt in das digitale Zeitalter hat sich die Gesellschaft gewandelt. Die Museen

sind gefordert, diesen Wandel mitzugehen.

Das Erlernen digitaler Techniken ist dabei ein wichtiger Schritt, um in der neuen Welt kommunizieren zu können. Die Sammlungen, bisher in den Depots verborgen, werden nach und nach ans digitale Licht geholt. Dies dauert eigentlich schon viel zu lange (rund zwanzig Jahre liegen die Anfänge des elektronischen Inventars bereits zurück), wird aber trotz mangelnder Ressourcen und gelegentlicher Vorbehalte schließlich verwirklicht werden. Nach und nach erlernen die Museen die digitale Kommunikation und sind dabei, virtuelle Existenzen ihrer selbst im world wide web einzurichten. Auch die internen Wege verlaufen immer mehr entlang von Datenleitungen. Hätten die meisten Museen nicht eine so karge Grundausstattung, läge sicherlich bereits eine weit größere Strecke dieses Weges hinter ihnen.

Die eigentliche Herausforderung liegt aber darin, auch heute die Menschen wieder neu für das Museum zu begeistern, denn die potentiellen Besucherinnen und Besucher haben sich verändert, genauso wie die für die Kultur relevanten Entscheider in Politik und Gesellschaft. Ihr Verständnis von Bildung und deren Wert hat sich verändert.

Wurde noch vor einer oder erst recht vor zwei Generationen ein verlässlicher Bildungskanon vermittelt – zugegebenermaßen nur an Teile dieser Generationen – steht heute nicht die Bildung selbst, sondern vor allem die Technik für die Recherche von Wissen auf der Agenda. Inhalte dauerhaft zu lernen, ist anstrengend; wissen, wo man nachzuschlagen hat, ist (gerade im Internet) deutlich einfacher. Dies stellt Bildungseinrichtungen des „alten“ Lernens in Frage, nicht nur die Museen, sondern auch Schulen und Univer-

sitäten, an denen ein entsprechender Erosionsprozess bereits länger in Gang ist – mit negativen Folgen, die regelmäßig durch Tests und Evaluationen sichtbar werden.

Früher gab es einen gesellschaftlichen Konsens über die Organisation von Gesellschaft und Staat sowie über dessen Aufgaben und Institutionen. Die öffentlichen Kultureinrichtungen wie beispielsweise Straßen, Schwimmbäder oder Krankenhäuser waren Teil dieses Konsenses, ihre Existenz – und damit auch ihr auskömmlicher Unterhalt – standen als staatliche Aufgaben nicht zur Disposition. Dies ist heute anders geworden, wie der erhebliche Sanierungsstau in allen Bereichen der öffentlichen Infrastruktur zeigt. Wenn nun aber der Wert der Bildung sinkt, haben es die Museen immer schwerer, ihren Platz unter den öffentlichen Einrichtungen zu halten. Große Museen in touristischen Brennpunkten oder Großausstellungen internationalen Formats ziehen immer mehr Publikum an. Kleine und mittlere Museen, die auf regionale Besucher angewiesen sind, haben dagegen zu kämpfen. Sie sind es aber, die das Rückgrat der reichen deutschen Museumslandschaft bilden und die für die Identität ihrer Region oder ihrer Stadt unverzichtbar sind.

Museen werden auch in der Zukunft nur dann lebendiger Teil der Gesellschaft sein, wenn es ihnen gelingt, auch unter den geänderten Rahmenbedingungen relevant zu bleiben. Dazu müssen sie in neuer Weise auf die Menschen des 21. Jahrhunderts zugehen. Früher wurden die Forderungen nach Wandel von außen, von politischen oder gesellschaftskritischen Akteuren an die Museen gestellt. Heute gibt es diesen gesellschaftlichen Druck

nur sehr vereinzelt; es ist also an den Museen und ihren Trägern, sich selbst zu wandeln und ihre eigenen Ziele entwickeln, um Akzeptanz in der Gesellschaft zu erhalten.

Dabei wird es vor allem darauf ankommen, den Menschen im Museum Raum zu geben für ihre jeweilige individuelle Annäherung. Besucherinnen und Besucher wollen ernst genommen werden, und das bedeutet ganz konkret: sie wollen selbst ihre Spuren hinterlassen. Echte Teilhabe wird in vielen partizipativen Projekten gelebt, wobei der Schritt noch aussteht, diese Teilhabe als Mittel der Kulturvermittlung auch strukturell in den Museen zu verankern. Die fachliche Kompetenz und Deutungshoheit der Kuratoren wird sicherlich bestehen bleiben. Daneben wird aber – gleichberechtigt – die individuelle Deutung der Besucherinnen und Besucher treten. Auf diese Weise können Museen Orte der Wissenschaft und der Bildung bleiben, aber auch Räume für individuelle Auseinandersetzung, Erlebnis und Austausch werden.

Das Bewährte erhalten, das Neue zulassen – auf diese Weise kann den Museen der Aufbruch in die neuen Zeiten gelingen. Dies setzt voraus, dass auch die Träger der Museen, die politischen Entscheider, diesen Weg aktiv unterstützen und für die notwendigen Rahmenbedingungen sorgen.

Ist jemand noch darinnen

Die Toepfer Stiftung engagiert sich seit 2014 verstärkt im Museumsfeld. Die Akademie Museion²¹ wurde von 2014 bis 2016 drei Mal ausgeschrieben und im Seminarzentrum Gut Siggen der Toepfer Stiftung realisiert. Der letzte Durchgang beendete das Programm im Frühjahr 2017.

Das Programm richtete sich an potentielle Führungskräfte im Museum und bereitete diese auf die Übernahme ihrer Rolle vor. Die Akademieteilnehmenden durchliefen in vier aufeinander aufbauenden Modulen die Stationen zukünftiger Herausforderungen: von der Reflexion der eigenen Selbstwirksamkeit als Führungskraft, über die Entwicklung einer Vision für das Museum der Zukunft, weiter zur Etablierung neuer Routinen und Umsetzungsfragen bis hin zur Konfrontation mit der Krise.

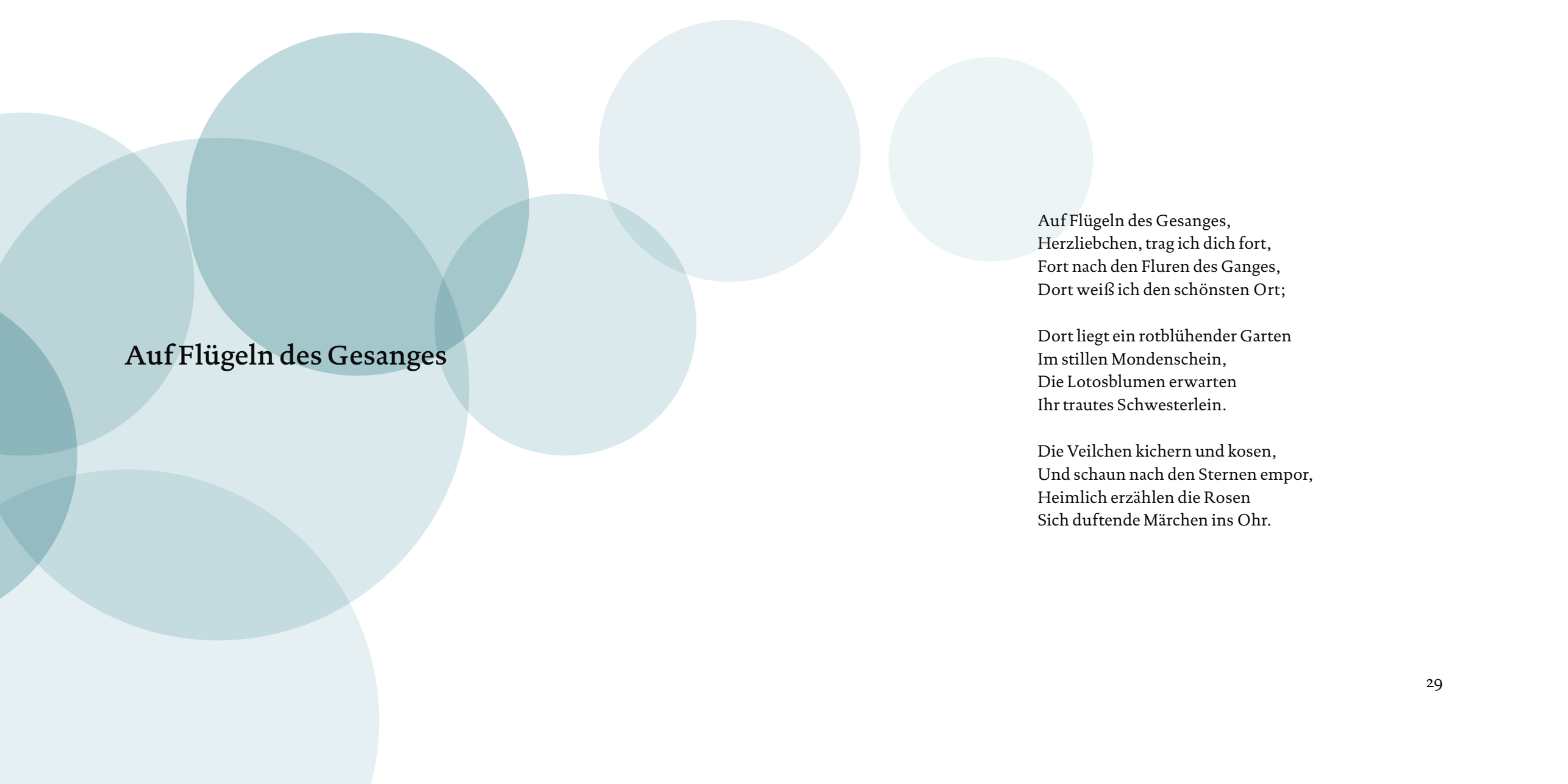
Profilierte Personen aus den Bereichen Museum, Wirtschaft, Politik und Kulturförderung gaben Impulse und leiteten die Workshops, so auch unser Gastautor Prof. Dr. Eckart Köhne, der im ersten Jahrgang der Akademie 2014/2015 als Dozent mitwirkte.

www.toepfer-stiftung.de/museion-21

Das Museumsstipendium Kulturelle Vielfalt & Migration wurde nach dem Ende des ersten Jahrgangs 2016 erneut ausgeschrieben. Die Toepfer Stiftung fördert aktuell in Hamburg jeweils eine Stipendiatin in den Deichtorhallen, dem Hamburg Museum und dem Museum der Arbeit und finanziert für zwei Jahre die am Standard eines Volontariats ausgerichtete Weiterbildung und Tätigkeit der Stipendiatinnen an den genannten Häusern.

Das Museumsstipendium richtet sich ausschließlich an Akademiker mit nichtdeutschen Wurzeln, da diese selten einen ihrer Qualifikation entsprechenden Berufs Einstieg finden. Für die Stipendiatinnen öffnen sich damit nicht nur die Türen zu Institutionen des öffentlichen Dienstes, sondern sie haben – im besten Fall – gute Chancen auf Weiterbeschäftigung im kulturellen Sektor.

www.toepfer-stiftung.de/museumsstipendium-kulturelle-vielfalt-migration



Auf Flügeln des Gesanges

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort;

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen,
Und schaun nach den Sternen empor,
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazellen,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Wellen.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken,
Und träumen seligen Traum.

Die Romantik – wie gerne wird sie belächelt, als Gefühlsduselei und Weltentfremdung. Vielleicht aber träumen auch heute noch mehr Frauen davon, als man denkt: von ihrem Geliebten an den fernsten, schönsten aller Orte, in rotblühende Gärten im stillen Mondenschein fortgetragen zu werden, um gemeinsam nieder zu sinken und nichts als Liebe und Ruhe zu trinken?

25 Jahre alt war Heinrich Heine, als er 1822 das Gedicht „Auf Flügeln des Gesanges“ schrieb. Er war Bewunderer von Goethe, galt als letzter Dichter der Romantik – und zugleich als deren Überwinder. Nur zehn Jahre später bricht er mit der sentimental-romantischen Ergriffenheit und schreibt etwa in „Das Fräulein stand am Meere“ über einen Sonnenuntergang: „Mein Fräulein! Sein sie munter / Das ist ein altes Stück / Hier vorne geht sie unter / Und kehrt von hinten zurück.“

Wer von dieser Kehrtwende nichts wissen will, der lasse sich auf den Flügeln der Melodie von Mendelssohn wieder davontragen; der schrieb die Noten für Stimme und Klavier auf, Franz Liszt machte später ein Arrangement für Klavier solo. Lauschen wir der träumerisch duftenden, wellenrauschenden Interpretation von Christin Claas – sie ist beruhigender als der seligste Traum. Nur, ob wir als Frauen darin wirklich Herzliebchen genannt werden wollen, darüber könnten wir noch einmal nachdenken.

A Sacred Artist

Peter Sellars

Teodor Currentzis is a sacred artist. You've just heard this incomparable choir sing two statements of belief by two modern composers – Igor Strawinsky and Alfred Schnittke who each reach back very deep in themselves to touch the Russian sacred choral-tradition. Strawinsky wrote that credo in 1927 when he was surrounded with Picasso and a very brittle world of cheap modernism in Paris: Fashion and the stock market crash – and fashion wasn't really very helpful at that moment. Strawinsky was ashamed to admit to his friends that he had secretly started attending services at the Russian Orthodox Church in Paris. He hid that from everyone. He wrote this credo that you just heard not for any human being to hear but for himself – at a time of total crisis – to ask himself what he believed.

Alfred Schnittke, also in exile here in Germany, famous modernist, putting together a kind of bricolage of all kinds of styles and periods, very entertaining, but the end of his life only wrote sacred music – finally said what else are we doing?

I programed a festival in Los Angeles with a team of artists. One of whom was a great Navajo activist, named Paul Apodaca, and one of the ideas for this festival was we should locate the festival in sacred places in Los Angeles. And so everybody in the room was debating which of the sacred places and Paul stopped debating and he said tell me one place that is not sacred. One person, one thing in this world. Of course it's all sacred. And we honor this man for recognizing the miracle inside each person, of each moment, of each place, of each time. There are so many miracles present. We can't even take in the beauty that is surrounding us and the gifts that are given to us eve-

ry moment of our existence. And instead of complaining, how about a little gratitude? How about actually honoring the sacred in any instant of our lives and realizing the sacred is not to be confused with the comfortable and the commercially convenient. In fact, sacred knowledge is never convenient. One of my other friends in Los Angeles, a great man, thought classes in reading the Koran at the Islamic Center of Southern California and he held his classes at two and three in the morning. Because he said, knowledge is not convenient. You have to be hungry for it, you have to desire, you have to search outside and inside.

Teodor is a searcher. If I may honor the Greek god of Kairos by taking you one more step – I'd like to mention two sides of Greek culture that Teodor carries with him wherever he goes. One is Epidauros, the great theater, and the other is the monastery in Mount Athos. Both places we're discussing mountain culture. Culture of high places, culture of long views, culture of the earth meeting the sky, culture of deep meditation – those mountains have been meditating for a long time and they are still. And the stillness of the mountain asks you to listen, to become as still as the mountain and then begin to hear: The birds, the water, the wind but your own heartbeat and your own heart, what's moving in between the beats in your own heart.

When you go to the theater in Epidauros it's ten miles outside the city. So already a night at the theater is we have to walk for ten miles. So it's not convenient. And you have to take a walk from the town to the sacred side in the mountain because you're searching. You have to leave everything you

think of as normal and you have to go higher. When you arrive at Epidauros immediately on your right is the Asclepieion, the temple of Asclepius the healer. When you arrive for your theater experience you are first received in a temple of healing. You are welcomed and invited to sleep for the night in the temple. While you sleep in your dreams the snakes appear and all of the places you've heard, all of the pain you're carrying with you, all of the damage in your body and in your mind and in your soul are revealed in those dreams. And the snakes begin their healing work.

Understanding what your dreams are telling you, the ways they're inviting you to heal, that is something we do as artists. Teodor's expertise is moving inside the world of the dream to locate the hidden pain, the hidden damage and to heal it. Music is an art of healing. It's about sound. Sound is healing as you know the best of Greek culture came from India and Africa. This idea of healing is about how pure can a sound become until it actually reorganizes the molecules in your body. What you hear Teodor do with his chorus is find this purity, depth and intensity of sound that is spiritually important and that is an act of healing.

Next to the Asclepieion is the Olympic Stadium where young people are amazing: They are sexy and handsome and beautiful and you even have statues of them everywhere in Germany. And it's understanding how gorgeous teenagers are and celebrating young people. Even while we're living in an old culture where we're talking about the old gods and the old heroes, you say: Actually that kid over there ran faster than anyone in history! So you're not just honoring the old and the dead, you're saying the new gene-

ration is better than anyone ever was. Teodor's genius is to work with young people, is to invite young people to demonstrate the best of themselves and to do things they didn't think they were capable of doing and recognizing not that the great age is over, the great age is in front of us! The future of classical music is so much more interesting than the past! And it's right in front of us. Please wake up. If you want to honor your grandparents look into the eyes of your grandchildren. Don't keep the grandparents artificially alive on an artificial life support system and starve your children and say you're honoring the future. Your grandparents were wonderful and let them leave with dignity. And now, look into the eyes of your granddaughter and see your grandmother's eyes looking back at you. Celebrate the youth, please celebrate the youth! Honor the youth! And may I say honor the youth of many countries please, not just our people, everyone!

Then to the left of the Olympic Stadium is the Odeon which is a very special place. It's a combination of concert hall and food hall. And it's where you eat. For the body and for the soul. The combination of music and food, understanding that human being's need to be fed. Both music and food. In the opana shots, the Hindu opana shots, it's the finest quality of the food that you eat becomes mind. The finest part of the light that you take in becomes speech. Teodor is the artist of light. You take in the light and suddenly what comes out of your mouth is eloquent, inspired, illuminated. The light itself is transformed into speech. What we're doing is taking in light and then offering inspired visionary healing speech.

And then we go up the hill to Epidaurus itself which is the most perfect acoustical instrument ever created in human history. Where one voice can be heard perfectly by 3.000 people. And this is where democracy was born. The idea of deep listening and shared harmony. What they spoke about in Epidaurus was not easy. They spoke about parents killing their children, multiple suicides, massacres, how prisoners in the last war were mistreated. Horrible things that you can't even discuss at home. But the Greeks said ,No, we have to put this in front of the whole society.' Because what we share as human beings is not our success – because you see some people very successful and it's not an attractive side – what we share is all the things we haven't solved, we don't understand and in fact that we fail at every day.

What we share is things we're still working on and they're deeply behind us. This is the sacred space of tragedy which is the sacred space of hope, which is admitting what we're not proud of. Going deep inside the pain, the failure, the disaster, not going around it. And the birth of a joy is when you face something horrible. But you faced it and so the happiness is real because you're not afraid of it anymore and you're not hiding and you're not running but you're facing it. The result is a joy so pure, so overwhelming because it comes from truths that are so difficult, so unpleasant and so uncompromising. It's not what we all wanted to do, it's the opposite of what we all wanted to do and it turns out the only thing that was important to do in our lives.

The definition of something important in your life is anything you don't have time for. That's how you know the really important things in your life if you still haven't dealt with it.

Teodor's art is to give you the time you didn't know you had. That time is eternity. It's called MusicAeterna for a reason. Eternity is at your fingertips right now. Most of us are still looking at our watch. Teodor is actually looking directly to eternity. That incredible spaciousness that we all actually have and we never allow ourselves to recognize. Where there is time for everything that really needs to be done. As soon as you're not spending your time with doing all the things that don't need to be done, it's amazing what opens up: This power, this beauty, this unexpected shock of looking at something you're carrying already with you, that your mother told you about, that you've been hiding from yourself. This dream is what Teodor welcomes us to touch, to enter, to taste. Sometimes the methods are very shocking because obviously shock is an important part of our lives.

We need something that stops us from business as usual and takes us into a suddenly deep place. But then once you're there, is there something more than shock? Where is the healing? The god of compassion, the Buddhist god of compassion, is called 'The One Who Sees The Sounds Of The World'. Compassion is being able to see. Sound. Most people are not telling you what they're thinking or what they're feeling ever. Can you look into their eyes and hear what they're not saying? What is unspoken? Can you see that? Can

you see there is another world of sound that is hidden? And can you release this secret sound?

Teodor is maybe one of the greatest examples I've ever known in my life of someone who has challenged every minute because it's absolutely terrifying to work with this man. You have to respond with your best self. You can't respond with your worst self. You have to find your best self to answer what he is asking of you. And his demands are so serious and so overwhelming and so impossible. And impossible is what we all have to re-think every day because everything we tell ourselves is not possible – of course it's possible. So we need to be asked every day to do the impossible because – guess what – there is no such a thing as the impossible. It's your own mental and emotional problem. Break through it. And when you work with Teodor you break through to an impossible place you thought you could never achieve. It's a leap of faith, it's an act of love but it's terrifying. It's so frightening. What it is to walk through your own wall of fear and come out the other side free and able and ready to do anything. That is the beauty of this man.

May I honor the foundation and the prize by thanking them for honoring Teodor Currentzis.

Heimlich erzählen die Rosen sich duftende Märchen ins Ohr

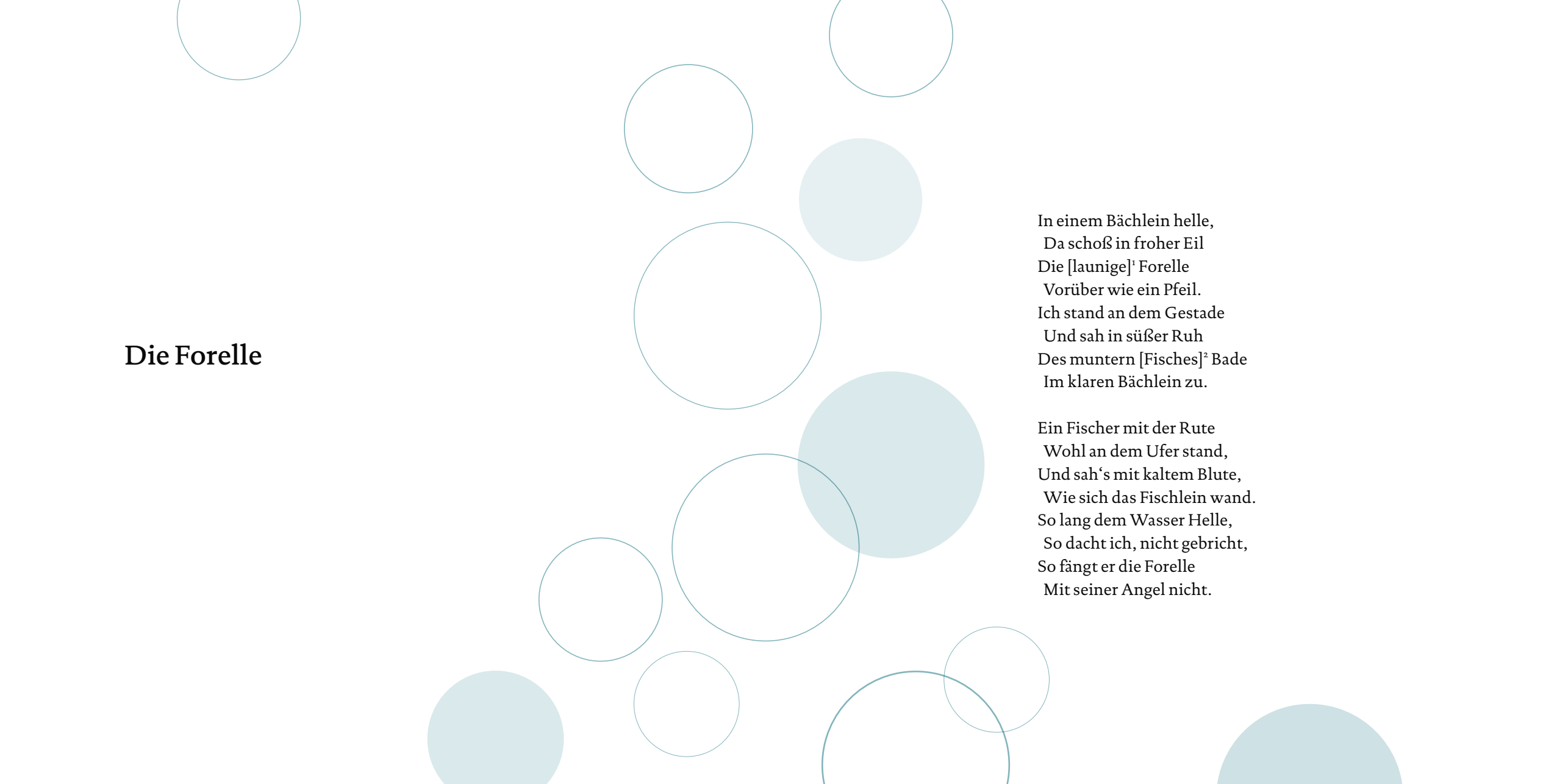
Der KAIROS-Preis 2016 ging an den griechisch-russischen Dirigenten Teodor Currentzis, Musikdirektor des Opern- und Ballettheaters Perm in Russland sowie Leiter des Orchesters MusicAeterna und des gleichnamigen Chors. Die Preisverleihung fand am 8. April 2016 im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg statt. Die Laudatio auf den Preisträger hielt der amerikanische Theaterregisseur Peter Sellars, den eine langjährige künstlerische Arbeitsbeziehung und Freundschaft mit Currentzis verbindet. Zuletzt erarbeiteten beide für die Salzburger Festspiele 2017 eine vielbeachtete und gelobte Neufassung von Mozarts letzter Oper „La clemenza di Tito“.

Das KAIROS-Preiskuratorium ehrte mit Teodor Currentzis einen faszinierenden Erneuerer der Klassik, der sich den Zwängen des modernen Musikbetriebs kompromisslos widersetzt. Mit seiner radikalen Neuinterpretation oft gehörter Werke hinterfragt er die erstarrten Rituale der Klassikszene. In einer von Kommerzialität und Binnenlogik geprägten Musikwelt sucht Currentzis nicht nur eigene Wege und Werte, sondern allgemeine Relevanz und universelle Bedeutung. Er arbeitet genreübergreifend, begegnet anderen Künsten und Künstlern mit Neugier und Offenheit. Zugleich bleibt er Kollegen und Orten loyal verbunden und hat auf diese Weise mit MusicAeterna ein Orchester und Chor von Weltrang in einem herausfor-

dernden Umfeld aufgebaut. Als Dirigent agiert Teodor Currentzis mit unverwechselbarem Stil, Hingabe und Mut zum künstlerischen Risiko. Und auch jenseits der Bühne beweist er sich als Visionär mit einem guten Gespür für den passenden Ton.

Der KAIROS-Preis der Toepfer Stiftung ist mit 75.000 Euro einer der höchstdotierten Kulturpreise in Europa. Er wird an europäische Kulturschaffende aus den Bereichen bildende und darstellende Kunst, Musik, Architektur, Design, Film, Fotografie, Literatur und Publizistik verliehen. Ausgezeichnet werden sowohl künstlerische Individualleistungen als auch die Leistungen derer, die Kultur in Europa ermöglichen und ihr entscheidende Impulse geben: Produzenten, Intendanten, Verleger, Festivalleiter und andere Initiatoren. Benannt nach dem Gott des „rechten Augenblicks“ der griechischen Mythologie, ist der Preis Anerkennung und Ermutigung zugleich: Er versteht sich nicht als Auszeichnung eines abgeschlossenen Lebenswerkes, sondern als Impuls zu weiterem Wirken.

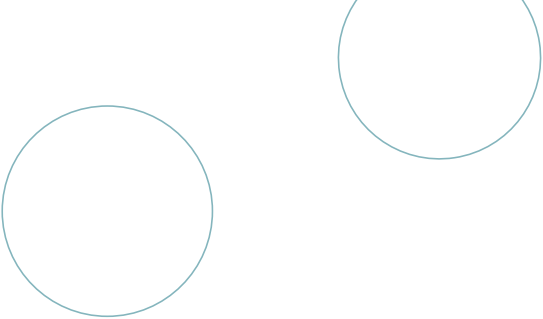
www.toepfer-stiftung.de/kairos-preis/kairos-preis-2016



Die Forelle

In einem Bächlein helle,
Da schoß in froher Eil
Die [launige]¹ Forelle
Vorüber wie ein Pfeil.
Ich stand an dem Gestade
Und sah in süßer Ruh
Des muntern [Fisches]² Bade
Im klaren Bächlein zu.

Ein Fischer mit der Rute
Wohl an dem Ufer stand,
Und sah's mit kaltem Blute,
Wie sich das Fischlein wand.
So lang dem Wasser Helle,
So dacht ich, nicht gebricht,
So fängt er die Forelle
Mit seiner Angel nicht.



Doch [plötzlich]³ ward dem Diebe
Die Zeit zu lang. Er macht
Das Bächlein tückisch trübe,
Und eh ich es gedacht,
So zuckte seine Rute,
Das Fischlein zappelt dran,
Und ich mit regem Blute
Sah die Betrogene an.

¹ „launische“

² „Fischleins“

³ „endlich“

Das mit „etwas lebhaft“ festgelegte Tempo der „Forelle“ lässt zunächst kaum vermuten, dass ihr Text zwischen öden Gefängnismauern verfasst wurde: Christian Friedrich Daniel Schubart war seinerzeit einer der berühmtesten politischen Gefangenen. Zehn Jahre lang, von 1777 bis 1787, wurde er – ohne Verhör oder Urteil – auf der Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg gefangen gehalten, teilweise unter schaurigen Umständen.

Er war ein Rebell und eine Gefahr für das Establishment, insbesondere den Württembergischen Hof. Als Journalist, Dichter und Musiker hatte er Einfluss auf die Meinung des Volkes – seine „Deutsche Chronik“ erreichte eine Auflage von 4.000 und war damit eine der meistgelesenen Zeitungen ihrer Zeit. Regelmäßig berichtete er zum Beispiel über die zunehmenden Spannungen zwischen den amerikanischen Kolonien und dem englischen Mutterland. Besonders empörte er sich über die Praxis vieler deutscher Landesherren, Soldaten für diesen Konflikt zu verkaufen. Die meisten von ihnen waren zwangsrekrutiert, in der Bevölkerung herrschte Unmut über die Fürsten – was diese dazu bewegte, Schubart mit einer List, ganz wie die Forelle, in eine Falle zu locken und ihm die Freiheit zu nehmen.

Rund 30 Jahre später vertonte der junge Franz Schubert die Forellen-Parabel, wobei er ihren Interpretationsspielraum etwas einschränkte, indem er nur die ersten drei Strophen verarbeitete. Viel wird gerätselt über diese vierte Strophe, die von Schubarts eigener Biographie wegführt und eine vage feministische Moral ableitet: „... Seht ihr Gefahr, so eilt! / Meist fehlt ihr nur aus Mangel / Der Klugheit; Mädchen, seht / Verführer mit der Angel / Sonst blutet ihr zu spät.“

Von der Wirkung der Landschaft auf den Menschen

Siegfried Lenz

Landschaft gibt es nicht ohne den Menschen. Ohne unsern Blick, unsere Empfindungen, ohne unsere Unruhe und unsere Sehnsucht wäre das, was Landschaft genannt wird, nur ein charakteristischer Ausschnitt der Erdoberfläche. Diese ernste Zypressenlandschaft, diese von Felsen eingeschlossene Bucht, diese bewaldete Insel im See: hätte ein suchendes Auge sie nie erblickt, sie wären lediglich das Resultat entwicklungsgeschichtlicher Prozesse, oder, in lapidarer Abstraktheit: eine Ansammlung biotischer Geofaktoren. Unter schöpferischem Aspekt entsteht Landschaft also zweimal: bestimmt von Zufall und Notwendigkeit, formt sie sich anfänglich als autonomes Gebilde, das nur für sich ist, und sie wird von neuem erschaffen durch die Erlebnisfähigkeit des Menschen. Ob wir ihr gegenüber stehen oder aus ihr herausgucken: Landschaft entsteht durch uns; indem wir ihre Wirkungen registrieren, erkennen wir ihr einen Wert zu, eine auf uns bezogene Bedeutung. Diese Wirkungen spürt jeder, der offenen Sinnes ist, spürt sie als Echo, als Gleichnis, oder, wie der Maler Horst Janssen, als „panisches Mirakel“. Dadurch, daß wir sie auf vielfältige Weise erleben, bringen wir Landschaft noch einmal hervor, – besänftigt oder verängstigt, in ekstatischer Stummheit oder beglückt von Harmoniegefühl.

Landschaft– und ich meine zunächst Naturlandschaft – hat dem Menschen seit je das Angebot gemacht, in ihr die Chiffren seines Daseins zu sehen. Viele Zeugnisse der Literatur und der bildenden Kunst bestätigen es; sie belegen außerdem, daß von der Landschaft eine erweckende Kraft ausgeht, die sich sowohl an das Gefühl als auch an den Geist wendet. Wozu sie schon früh inspirierte, war vor allem dies: sie bot sich an als Ort wesentlicher Er-

eignisse. Sie taugte zum erwählten Illusionsraum mythischer, göttlicher, historischer Begebenheiten. Hier, in diesem Talkessel, in zitternder Mittagsglut, ist Pans Flöte zu hören; hier, in erwartungsvoller Bodenseelandschaft, geschieht „Petri Fischzug“, und hier, die beiden Felsen im Wasser, diese gigantischen Wurfgeschosse bezeugen den Herrschaftszwist nordischer Götter. Dem legendären Geschehen wurde ein Handlungsort gefunden bzw. zugewiesen, – in einer Landschaft, die das Geschehen möglich sein ließ. Auch wenn sie auf frühen Darstellungen oft nur als dekorative Staffage erscheint: der erweckende Charakter der Landschaft ist unübersehbar.

Um Landschaft erleben, um ihre Wirkung erfahren zu können, bedarf es offenbar gewisser Voraussetzungen. Damit sie etwas in uns hervorruft – eine Stimmung, ein Gefühl oder gar eine Erkenntnis – müssen wir uns in sie versetzen; wir müssen etwas hinzusehen, – uns selbst mit unserer Befindlichkeit, mit unserer Geschichte. So nur können wir sie als unser Komplement erfahren; Landschaft wird – nach Goethe – „der eigentlich Ort, wo wir hingehören.“

Die Wirkung beginnt bereits, wenn wir unwillkürlich versucht sind, das Erscheinungsbild der Landschaft zu bezeichnen, wenn wir z.B., auf Kenntnis und Erfahrung zurückgreifend, eine Landschaft idyllisch nennen, archaisch oder unheimlich. Landschaft erinnert uns dann an etwas, was wir schon einmal wahrgenommen haben oder was in unserer Vorstellung bereitliegt.

Sie löst den Wunsch aus, zu vergleichen, und es wundert nicht, daß wenn wir einen Namen für eine Landschaft suchen, diesen oft im Vergleich finden. Seltsam, daß wir uns nicht damit abfinden können, eine Landschaft

namenlos zu lassen; das Bedürfnis, sie zu bezeichnen, ist aufschlussreich genug. In jedem Fall verrät es etwas über unser Verlangen, Welt kenntlich zu machen, um auf diese Weise Sicherheit zu gewinnen, Orientierung, oder sogar heimisch zu werden. Mitunter sind es naheliegende Vergleiche, die zu einer Namensgebung führen. Der Hunsrück etwa – Uwe Förster hat nicht nur dies belegt – hat seinen Namen bekommen, weil er tatsächlich einem Hunderücken gleicht; desgleichen hat man den Höhenzug Finne so genannt, weil er an die Rückenflosse eines Fisches erinnert. So, wie durch den Vergleich, so werden Landschaftsnamen aber auch angepaßt, indem eine Eigenschaft hervorgehoben wird oder ein signalhaftes Kennzeichen. Die Krümmungen eines Flusses; gebückte, schwer durchdringliche Hecken; steinige Ödnis; Schilf, Moor und charakteristische Pflanzen: alles, was eine Landschaft näher bestimmt, kann namengebend sein. Wir lassen das Vorgefundene auf uns wirken und schreiben seine Eigenart fest – im angepassten Namen. Dies allerdings, so scheint es, stellt lediglich einen Akt äußerer Inbesitznahme dar. Die wesentlichen Wirkungen der Landschaft erfahren wir als inneres Erlebnis.

Mit jedem Versuch, Landschaft zu beschreiben, decken wir bereits den Zusammenhang von Mensch und Natur auf. Überlieferte epische Dokumente und Bekenntnisse öffnen uns die Augen dafür, wie erstaunlich die Echos sein können, die von erlebter Landschaft auf uns zurückkommen, und wie reich und verschiedenartig das Spektrum unserer Empfindungen sein kann. Es läuft ja nicht nur auf Ergriffenheit und Bewunderung hinaus. Der Philosoph Ludwig Feuerbach hat z.B. bekannt, auf welche Weise Landschaft ihn zu

einer Selbstbestimmung führte. „Meine Reise ins Fichtelgebirge“ so schrieb er in einem Brief, „war das notwendige Antidotum zur Heidelberger. Auf dem Ochsenkopf habe ich meinen Kopf wieder zurechtgesetzt... Ja, dorthin gehöre ich, in dieses düstere, arme, aber doch großartige Gebirge, nicht in das reiche, schöne, vornehme Rheintal. Mir gebührt die Preiselbeere, nicht die üppige Aprikose, die saure Schlehe, nicht die süße Traube am Rhein, die traurige Fichte des Fichtelgebirges, nicht die fröhliche Buche, noch weniger die schmackhafte Kastanie des Odenwaldes.“ Hier, im freien Urgebirge, wird dem Reisenden bewußt, wohin er gehört; er glaubt, heimgekehrt zu sein, und nennt die zurückliegenden Jahre ein Scheinleben.

Dieselbe Landschaft, die in Feuerbach den Wunsch weckte, sich selbst zu bestimmen, diente dem Schweizer Schriftsteller Immermann dazu, sich einen bedeutenden Charakter zu erklären, – den Charakter seines Kollegen Jean Paul. Immermann erlebt „ein großes bizarres, mit den wunderbaren Naturschauspielen ausgestattetes Gebirge“, er begegnet sonderbaren Leuten – Vogelfängern, Bergleuten, Holzarbeitern – die ihm ihre Launen und Seltsamkeiten nicht vorenthalten, und je mehr er mit der Landschaft und ihren Leuten vertraut wird, desto erklärlicher wird ihm der Charakter des Autors Jean Paul und desto entschuldbarer erscheinen ihm dessen bizarrer Humor, dessen unterhaltsame Verstiegtheit.

Auch darin kann die Wirkung einer Landschaft liegen, daß sie einem vor Augen führt, was dem eigenen Wesen entspricht. Wir werden ange-regt, uns selbst zu definieren, und nicht nur dies: in Zusammensicht mit der Landschaft wird uns die Eigenart von Menschen verständlich. Der wortkarge

Mann, krumm geweht vom Wind, sparsam mit gezeigtem Gefühl, wird uns sogleich als hingehörig zu seiner Küstenlandschaft erscheinen; desgleichen werden wir aber auch den Menschen als hingehörig empfinden, der uns in seinem Weinberg über dem Fluß anspricht, uns zu einer Weinprobe einlädt und mit verblüffender Offenheit in sein Leben einweiht.

Zum Spektrum der Wirkungen, die von einer Landschaft ausgehen, gehört aber nicht nur die Empfindung, heimisch zu sein. Adalbert Stifter, einer der genauesten und geduldigsten Landschaftsschilderer, verweist in seinem „Hochwald“ auf andere Erfahrungen. Er schrieb: „Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebache sanft entgegensteigend, offenes Land – aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Grüne, aus nichts bestehend als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und rundgerieben sind. Ferner liegt noch da und dort das weiße Gerippe eines gestürzten Baumes und angeschwemmte Klötze... Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.

Stifter bekannte, daß ihn hier ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam, ein unbegreifliches Gefühl, wie er sagte, und beim Anblick des kleinen Sees glaubte er, von einem „unheimlichen Naturauge“ beobachtet zu werden. Was das Panorama in ihm hervorruft, sind Staunen und Verwirrung, – eine Wirkung, die wohl vielen vertraut ist.

Es spricht für sich, daß jeder einen gewissen Vorrat an Landschaftsbil-

dern besitzt, – erlebten, nachempfundenen, imaginierten Bildern. Wir können sie auf Abruf oder auf Stichwort hervorbringen so charakteristisch, daß ein anderer sie unmittelbar wieder erkennt. Ich denke mir zum Beispiel eine braune Ebene, in der ein paar Tümpel blinken, ich lasse Riedgras aufwachsen, besetze den Horizont mit einzelnen Kopfweiden, – lauschend dastehenden Gespensterbäumen, – im Vordergrund lasse ich einen mageren vom Wind durchgewalkten Schildgürtel entstehen und dann werfe ich noch einen einsamen Vögeln die Luft und: sehe mich vor einer Moorlandschaft. Zu meiner Verwunderung jedoch befinde ich mich nicht nur vor der Landschaft, sondern kann auch die Gefühle benennen, die sie offenbar erweckt und die ihr zu entsprechen scheinen. Einsamkeit, Ausgesetztsein, ein vages Erschauern vor dem Unheimlichen, in dem etwas Bedrohliches liegt.

Daß bestimmte Landschaften identische, und das heißt wiederholbare Gefühle und Stimmungen hervorrufen: die beschreibende Literatur bestätigt es zur Genüge. Wie übereinstimmend das Erlebnis einer Meerlandschaft quitiert werden kann, zeigen die Schilderungen zweier Autoren, deren Empfänglichkeit für Naturschauspiele wir seit langem bewundern. So lesen wir bei Theodor Storm: „In diese heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahinfuhr. Da mein Ohr einmal geweckt, war, so vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht sich über der wüsten geheimnisvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Flut dem Strand zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Öde und Verlorenheit überfiel mich.“ Als schreckliches, wenn auch großes Schauspiel erlebt

Wilhelm von Humboldt eine nächtliche Stunde am Strand der Nehrung. Er schreibt: „Ein schmaler Strich toten Sandes, an dem das Meer unaufhörlich an einer Seite anwütet, und den an der anderen eine ruhige große Wasseroberfläche, das Haff, bespült. Die ödesten Sandhügel, die schrecklichsten traurigen Kiefern, die ganze Stunden lang, so weit man sehen kann, bloß aus dem Sande, ohne einen einzigen Grashalm emporwachsen, und nur oben durch die Luft zu leben scheinen, eine Stille und Leere selbst von Vögeln auf dem Lande, die dem Brausen des Meeres nichts zu übertäuben gibt, nur einzelne große Möwen, die am Ufer hinschweben.“

Es ist klar: Identische Landschaftserlebnisse sind nur möglich bei gleicher Gestimmtheit, bei gleicher Empfänglichkeit. Wir müssen disponiert sein, uns von einer Einsicht unterwandern, von einer Erkenntnis überwältigen zu lassen. Was Landschaft uns echohaft beweist: unsere Vergänglichkeit, unser Harmonieverlangen unsere Sehnsucht nach Dauer – wir müssen offen genug sein, diese Beweise anzuerkennen.

Wer die verschiedenartigen Wirkungen der Landschaft erörtert, darf ihre inspirierende Eigenschaft nicht übersehen. Die Malerei, die Dichtung, die Musik: wir wissen, wieviel sie der Landschaft verdanken: Naturlyrik, Landschaftsmalerei, Liedkomposition – sie bezeugen, wie selbstverständlich der Wunsch aufkommt, bestimmten Empfindungen eine ästhetische Fassung zu geben. Es ist mehr als Anregung, mehr als Stimulierung; in dem Bedürfnis, dem Landschaftserlebnis einen eigenen Ausdruck zu verleihen, liegt wohl auch eine gewisse Dankbarkeit: wir möchten mit eigener Sprache der Natur zurückgeben, was sie uns geschenkt hat, – ein Weltgefühl, ein sinnbildliches

Begreifen. Der Dichter Johannes Bobrowski hat das ausgedrückt: „Als sie über die Memel hinfuhren, auf der hohen Brücke, als der Strom rechterhand herzog, breit und dunkel, mit schwerem Atem, einen fliegenden Schleier weißer Spitzen, Licht und kleine kippende Wasserkämme, über sich, da hatte ihn noch eine andere Tonfolge beschäftigt, noch gar keine Melodie oder keine Melodie mehr, ein paar ungewöhnliche Intervalle, bei ständigem Taktwechsel, fortwährendes Modulieren... – ein Erzählton vielleicht, aber doch wieder auch nicht, ein Parlando, schwerer, genauer, ein Rhythmus noch, aber kein geschlagener, einer aus schwingenden Bögen, ein geatmeter über einem stark strömendem Wasser.“

Der Landschaft einen eigenen Ausdruck geben, sie in ihrem Einfluß auf das Gefühl wiederholen: für den Künstler war es seit je eine selbstgewählte Aufgabe. Ein eigener Ausdruck bedingt, daß man sich ins Spiel bringt, Daß man seine Befindlichkeit ebensowenig verschweigt wie seine Hoffnung. Paul Cézanne bekannte: „Ich will mich an die Natur verlieren, will mit ihr wie sie keimen, die eigensinnigen Töne der Felsen haben, die vernünftige Hartnäckigkeit des Gebirgs, die Flüssigkeit der Luft, die Wärme des Gebirges.“ Und Horst Janssen sagt: „Die Landschaft ist das Bild reiner und einziger Leidenschaft: Drama aus Akten der Stille, der Stürme, der Luft und Wasserfuren... ich gehe ein in die Landschaft und die Bilder, die ich aus der Landschaft ziehe, Sepia und Wasser... zurück in meiner Burg, zieht die Landschaft durch den Schlaf.“

Wir können sie also mitnehmen, können den Sinneseindruck, den wir von einer Landschaft gewonnen haben, im Gedächtnis aufbewahren. Doch

seltsam genug: was im Gedächtnis liegt, bleibt sich nicht gleich, es verändert sich mit der Zeit; mitunter büßt es Kontur und Schärfe ein, verliert seine Eindeutigkeit, reduziert sich; oft genug aber wächst es sich aus, nimmt an Größe und Bedeutung zu und läßt uns erkennen, in welchem Maß unsere Eindrücke angereichert werden können. Eine erinnerte Landschaft ist häufig genug eine angereicherte Landschaft; indem wir sie beschwören, sehen und denken wir ihr zu, was bei der ersten Wahrnehmung kaum zählte. Was bei dem Versuch, die Weichsel-Landschaft aus der Erinnerung zu beschreiben, zutage tritt, zeigt Günter Grass in den „Hundejahren“. Zunächst stellt er fest: „Die Weichsel ist ein breiter, in der Erinnerung immer breiter werdender, trotz der vielen Sandbänke schiffbarer Strom...“. Und dann – je länger Erinnerung tätig ist – hebt sich immer mehr herauf, Wiesen und Dörfer und Deiche, das Panorama der immer breiter werdenden Weichsel schließt Sonnenuntergänge und Fährbetriebe ein, aber auch das genügt nicht, denn die suchende Erinnerung steigt tiefer und tiefer und bringt alles zum Vorschein, was einst zu dieser Landschaft gehört hat: heidnische Götter und Hochwasser, legendäre Deichgrafen und Napoleon auf dem Durchzug. Geweckt durch einen forschenden Erinnerungszwang, wird der Landschaft ein historisches Schicksal zuerkannt. Wir werden gewahr, „was alles der Weichsel gut zu Gesicht steht, was einen Fluß wie die Weichsel färbt: Sonnenuntergänge, Blut, Lehm und Asche.“

Es steht außer Zweifel: die Wirkung, die die Landschaft auf den Menschen ausübt, hat vielfältige Ausdrucksformen: Andacht und Ängstigung, Staunen und Schwermut, Glücksempfinden und Ewigkeitsschauer – wir

kennen den Widerhall aus eigenem Erleben. Und so lange sich unsere Erlebnisfähigkeit erhält, können wir der auslösenden Echos sicher sein.

Doch wir müssen uns eingestehen, daß sich unsere Erlebnisweisen, unsere Haltungen und Anschauungen ändern; unser Verhältnis zur Natur hat sich gewandelt. Wir sind aus der pantheistischen Behausung ausgezogen, die Zeit, in der die Natur als magna mater kultische Verehrung genoß, ist vorbei. Kant schrieb bereits, die Vernunft müsse an die Natur herangehen nicht wie ein Schüler, der sich alles vorsagen läßt, sondern wie ein bestallter Richter, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.

Aber nicht allein unsere Haltungen und Erlebnisweisen haben sich geändert; wir haben erfahren müssen, daß die Naturlandschaft, in der wir so lange wie einem Zauberspiegel ein Lebensabbild sahen, auf dem Rückzug ist. Zwar läßt sie sich noch hier und da auffinden, doch mehr und mehr umgehen und durchschnitten von einer anderen Landschaft, die den planerischen Eingriff des Menschen verrät. Schon Fontane, der wunderbare Landschaftsschilderer, sprach in diesem Zusammenhang von Kulturlandschaft. Der Chronist der Mark nimmt die Veränderung so wahr: „and diesem frostigen Dezembertag aber liegt das schöne Havelland brachfeldartig vor uns ausgebreitet, eine graubraune, heideartige Fläche, durch welches sich in breiten blanken Spiegeln, wie Seeflächen, die Grundwasser und übergetretenen Gröber dieser Niederung ziehen... Ein grauer Himmel über grauem Land, nur ein Krähenvolk aufsteigend aus dem Weidenwege, der sich an den Wasserlachen entlangzieht, so war das Land von Anfang an: öde, still, Wasser, Weide, Wald... Dort, zwischen Wasser und Weiden hin, läuft ein Damm, im ersten Au-

genblicke nur wie eine braune Linie von unserm Turm aus bemerkbar; aber jetzt die gewinnt die Linie mehr und mehr Gestalt; denn zischend, brausend, dampfend, dazwischen weinen Funkenregen ausstreuend, rasseln jetzt von zwei Seiten her die langen Wagenreihen zweier Züge heran und fliegen... an derselben Stelle vielleicht, wo einst Jakzo und Albrecht der Bär sich trafen – aneinander vorüber. Das ganze wie ein Blitz!... Das Havelland träumt wieder von alter Zeit.“

Es kann nur ein Traum von Unberührtheit und Unschuld sein... ein vergeblicher Traum, denn längst ist die Kulturlandschaft eine vollendete Tatsache. Fontane selbst zählte zusammen, was zu ihrem Bild gehört, und erwähnte Raps- und Weizenfelder, üppige Wiesen, er sah die roten Dächer eines Dorfes hinzu und Flöße und Kähne auf den Seen und Kanälen. Wir können das Bild von uns erweitern, lassen Wege durch die Weidelandschaft laufen, spannen eine Brücke über den Fluß, legen Hecken und Gärten an, schaffen einen von Bäumen eingeschlossenen Platz. Kulturlandschaft läßt die gestaltende und pflegerische Tätigkeit des Menschen erkennen, sie stellt uns vors Auge, mit welchen Absichten der Mensch die selbstgenügsame Eigenart der Natur veränderte. Um leichter zu leben, um effizienter zu leben, hat er planend eingegriffen, hat reguliert, bereinigt, gegliedert, und mitunter glückte ihm das Organisationswunder einer Stadt, die wir selbstverständlich als Kulturlandschaft ansehen.

Wolfgang Köppen beschrieb, welche Wirkung eine Stadt auf ihn ausübte, die, während des Krieges zerstört, phantasievoll wiedererbaut wurde. „Die Stadt ist weit, klar, hoch, sie ist sachlich, aber nicht formendem errich-

tet worden. Der Gang durch die neuen Geschäftsstraßen stimmt fröhlich. Die Architektur unserer Zeit weckt ein neues Lebensgefühl, das bisher nur der Süden schenkte. Läden, Cafés, Restaurants öffnen sich bereitwillig der Straße., schließen sich nicht ab, bilden mit der Gehbahn ein Forum, das demokratisch und gute Politik ist. . . Die Hochhäuser wirken leicht und freundlich, zeigen ein schwebendes, ein verspieltes Wohnen. . . moderne, gar abstrakte Standbilder schmücken die Straßen, und Erasmus steht, ein freundlicher Weiser, vor der kühn konstruierten Front eines Geschäftshauses und ist allein.“

Die Stadt – es ist Rotterdam – begeistert den Besucher, weckt in ihm ein neues Lebensgefühl. Und so, wie dieser Stadtbesucher ein neues Lebensgefühl empfand, mag ein früher Betrachter der Chinesischen Mauer ein Gefühl der Existenzsicherheit und ein Besucher eines Tempels Gottnähe empfunden haben; Mauer und Tempel: auch sie sind Kulturlandschaft, die ihre eigene Wirkung ausübt.

Gewiß, die Umgestaltung einer Landschaft kann sehr verschiedenartige Gründe haben, sie kann ästhetisch und ökonomisch, strategisch und kultisch bedingt sein, aber jenseits aller Gründe wird die übergreifende Tatsache offenbar, daß der Mensch sich mit der vorgefundenen Eigenwilligkeit der Natur nicht abfinden wollte. Er gestaltete sie nach seinen Bedürfnissen, mit seinen Möglichkeiten um – immer darauf aus, ihr etwas abzugewinnen. Oft war sein Ziel: besseres Befinden. Doch es hat auch nichts an Versuchen gefehlt, Landschaft zu benutzen, um den Menschen aus dem Gleichgewicht zu bringen, ihn klein und gefügig zu machen. Erdrückt von monströsen Dimensionen, eingeschüchtert von kalter Leere, sollte der Mensch nach dem Willen

von Mächtigen zu einer einzigen Funktion hingelenkt werden, zur Funktion der Brauchbarkeit. Gewaltige Aufmarschgelände, Achsen, eintönige endlose Straßen, riesenhafte Bauwerke: Adolf Arndt hat belegt, wie der Mensch auf den ungeheuren Reiz des Raumes, auf diese Negative Kulturlandschaft reagiert. Die beabsichtigte Wirkung zeigt sich in einem Verlust des Selbstbewusstseins, in einer Bereitschaft zur Unterwerfung. Arndt sagt: „Der Mensch, der sich so verliert, ist nicht frei, sondern nur losgelöst und sich seiner nicht mehr bewußt und darum ideologisierbar.“ Welch eine Erlebnisferne zu Goethe, der die Wirkung thüringischer Kulturlandschaft, in der sich alles anbietet, was den Bedürfnissen des Menschen entspricht, zusammenfassend als „gesteigertes Wohlsein“ bezeichnet hat.

Wohlsein, dies sehr allgemeine Gefühl: wir können es heute empfinden angesichts eines Springbrunnens auf einer Paradedstraße, vor einer Strohdach-Kate, die, unter windgezausten Bäumen, Geborgenheit verspricht, und schließlich auch beim Anblick des winzigen Rechtecks neben der Bushaltestelle, das wildes Gras und Kräuter sich erobert haben. Selbst das geordnete Gebirge der Container, das das Bild einer Hafenlandschaft prägt, kann mit seiner Vielfarbigkeit wenn nicht gleich Wohlsein, so doch Freude hervorrufen, die Stimmung beeinflussen.

Doch nicht immer läßt sich die Wirkung der Landschaft auf den Menschen präzise bezeichnen. Wir haben es mitunter selbst erlebt, daß es unnennbare Gefühle waren, die uns erfüllten, das uns Stimmungen ergriffen, die kaum beschreiben konnten. Es bleibt ein Rest von Unsagbarem. Heinrich Böll porträtierte einmal eine Landschaft, die, ohne daß es ausgesprochen wird, eine

sonderbare Melancholie hinterlässt. „Es war an einem Abend,“ so schrieb er, „von den Feldern kam der Geruch des abgeernteten Lauchs, und am Horizont qualmet die Kamine schwarz in den rötlichen Himmel hinein. Schnell fiel die Dunkelheit herunter, das Rot des Himmels wurde violett, schwarz, und den kräftigen breiten Pinselstrich der qualmenden Kamine konnten wir nicht mehr sehen. Heftiger wurdet der Lauchgeruch, untermischt mit zwiebeliger Bitternis. Sehr weit hinter der Mulde einer Sandgrube brannten Lichter, und vorne, wo der Weg verlief, fuhr ein Mann auf einem Fahrrad vorbei, der Lichtkegel taumelte über den holprigen Weg und schnitt ein kleines dunkles Dreieck aus dem Himmelheruas, dessen eine Seite offen war.“

Man zögert, man weißt nicht, wie man das Gefühl präzise benennen, das die Landschaft entstehen läßt, und man findet auch nicht die Gründe für die aufkommende undeutliche Melancholie. Vielleicht liegt es daran, daß eine Kulturlandschaft andere Empfindungen weckt als eine Naturlandschaft – einfach, weil uns die Deutungsmuster weniger vertraut sind. Nicolas Born stellte bei der subtilen Beschreibung eines Platzes ein „langes Trauergefühl“ bei sich fest und „nur noch ein vages Empfinden von Anwesenheit, von geisterhaftem Dasein“. Die Bewegungen – Leute, Busse, S-Bahnen – erschienen ihm, als „geschähen sie nur vorläufig“. Die Unsicherheit der Wahrnehmung zeigte sich auch darin, daß der Betrachter den Wohnhausfassaden hinter dem Bahngelände das Bewohntwerden nicht ansehen konnte.

Diese Unsicherheit hebt sich allerdings auf, wenn der Betrachter zu den vertrauten Deutungsmustern zurückfindet, und die Vagheit der Empfindungen läßt nach, Sobald alte Erlebnisinhalte sich zum Vergleich anbieten,

also Wald und Wiese, Fluß und Feld. Da erscheinen Kurven der Subway wie Fußwege im Wald, und die roten Busse Londons wie Elefanten im Zauberwald. Wie genau diese Kunstlandschaft Manhattan erlebt werden kann Uwe Johnson hat dafür ein Beispiel gegeben. „Gesine war... den Riverside Drive hinuntergefahren, dem inneren Rand einer ausgedehnten Kunstlandschaft, die mit einer Promenade am Fluß beginnt, landeinwärts geht mit einer Schnellstraße aus getrennten Fahrbahnen und nahezu gärtnerischen Zufahrtsschleifen, mit einem geräumigen, hügeligen Park fünfzig Blocks lang, mit Denkmälern, Spielplätzen, Sportplätzen, Liegewiesen und bankgesäumten Spazierwegen. Erst dann rahmt der Park die eigentliche Straße, die an vielen Stellen gekrümmt ist, über zierliche Bodenbuckel schwingt, schmale Abfahrtsfinger hinter wiederum Grüninseln zu den Häusern ausstreckt... eine Veranstaltung von Gartenkunst, eine Straße mit Aussicht auf Bäume, auf Wasser, auf Landschaft.“

Bei aller ergiebigen Planung und Gliederung: auch hier, in diesem Bild, wird deutlich genug, daß die einst allem übergeordnete Einheit von Mensch und Natur nicht mehr so existiert, daß wir uns als Komplement betrachten können. Etwas ist wohl verlorengegangen: das Unvermittelte, die spontane Erfahrung eines Zusammenhangs, einer schicksalhaften Beziehung. Landschaft, zum zweckmäßigen Produkt, zur vermessenen Staffage geworden, kann heute wohl kaum noch zwanghaft auf uns wirken. Die höhere Ordnung, die innere Gesetzmäßigkeit: das, was Humboldt als geheimnisvollen Daseins-Spiegel empfand – wir werden ihrer nicht mehr auf selbstverständliche Weise inne. Charakteristisch genug: eine Gruppe von darstellenden

Künstlern, die sich einst ganz unbefangen als Landschaftsmaler bezeichnet hätten, nennen sich heute „Landvermesser“. Sie vermessen, was von Landschaft übrig geblieben ist, das Fragment, den Erlebnisrest: Entzauberte Natur im Kleinformat, künstlerisch kartographiert, um daran zu erinnern, was uns abhanden gekommen ist.

Vieles muß Landschaft über sich ergehen lassen; Heide und Wattenmeer, Flußtal und Moor: sie sind einem Planungswillen ausgesetzt, dessen Wirken nicht folgenlos bleiben kann. Und immer deutlicher hebt sich eine Erscheinung in unser Blickfeld, die es nur noch verdient, Stadtschaft genannt zu werden: rostende Industrieanlagen, schmauchender wandernder Müll, zum Abbruch freigegebene Wohnsiedlungen, verödete Plätze, über die der Wind Plastikfetzen treibt, hinüber zur Kleingarten-Kolonie. Es liegt auf der Hand: auch diese Stadtschaft übt eine Wirkung, auf den Menschen aus; wir haben sie als Trauer und Erbitterung erlebt, haben sie auch in allen Formen der Selbstbeichtigung wahrgenommen. Das Mitleid mit der gefährdeten Landschaft wächst, es wächst mit zunehmenden Wohlstand. Schon gibt es mannigfache Rettungskonzepte, Vorschläge zur Hege und Konservierung; wie Bedrohtes bewahrt werden kann: wir haben es in besorgten Entwürfen vorgeschlagen.

Allerdings läßt sich auch fragen, ob nicht alles was lebt, dauerhaft gefährdet ist, und ob nicht ein Prinzip der Natur darin zu erkennen ist, sich durch Veränderung ins Zeitlose zu retten. Veränderung – sie ist ein bewährtes Mittel der Selbstbehauptung, die überlieferte Geschichte des Lebens beweist es zur Genüge. Natur – und das finden wir mannigfach bestätigt – hat ihre ei-

gene robuste Dynamik. Werfen wir Natur mit der Forke zur Tür hinaus, sagte Horaz, so kommt sie durch die Hintertür wieder herein. Sie nimmt wie selbstverständlich wieder in Besitz, was man ihr durch Planung und unbarmherzige Landschaftsgestaltung genommen hat. Sie kehrt zurück in das Dickicht der Städte, in denen wir leben, und führt uns ihre Möglichkeiten vor an Bahndämmen, an verödetem Bauland, zwischen rostenden Industrie-Anlagen. Und die Tierwelt – unbekümmert um Ästhetik und Landschaftsarchitektur – nimmt an der Eroberung erfolgreich teil.

Nein, die Landschaftsidylle vergangener Jahrhunderte wird sich nicht wiederherstellen lassen. Die sogenannte heile Welt bleibt eine Illusion. Was uns in dieser Zeit Anlaß zu Hoffnung geben kann, das ist in der Tat die wunderbare Selbstbehauptung der Natur. Lassen wir sie darin gewähren, zumindest hier und da die Landschaft hervorzubringen, die ihr entspricht: die Naturlandschaft. Man kann sie auch Wildnis nennen. Wildnis: die kann sich auf freiem Feld zeigen und in der Stadt. Kleine Wildnisse, die könnten eine Antwort sein auf die Anmutungen gewaltsamer Landschaftsgeometrie. Und welche Wirkungen selbst begrenzte Wildnis auf den Menschen hat, das hat offener Sinn überall registriert: wir staunen und beunruhigen uns, wir sind begeistert und erschauern, wir empfinden Sehnsucht und ein rätselhaftes Gefühl von Dauer. Wir nehmen Bild und Zeichen auf, spüren das Echo, das Wildnis in uns auslöst, es wird uns bewußt, daß wir der Landschaft zugehörig sind. Und vielleicht ist das die tröstliche Erkenntnis, die Landschaft uns vermitteln kann: die Erkenntnis, heimisch zu sein.

Ich stand an dem Gestade

Siegfried Lenz, der 2003 mit der Goethe-Goldmedaille der Toepfer Stiftung geehrt wurde, hielt anlässlich des 23. Deutschen Naturschutztages 1996 in Hamburg die hier abgedruckte und bislang unveröffentlichte Rede: „Von der Wirkung der Landschaft auf den Menschen“.

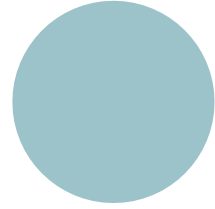
Naturschutz und Landschaftspflege sind originäre Themen in der Programmatik der Toepfer Stiftung. Dem Stifter war die Förderung des Naturschutzes, insbesondere des Naturparkgedankens, zeitlebens ein zentrales Anliegen. Bis zum Jahre 2007 hatte die Stiftung die dominierenden, ökologiebasierten Landnutzungsformen – Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Naturschutz und die damit verbundenen Wissenschaften – mit separaten Preisen bedacht. Seit 2008 werden diese verschiedenen Formen gemeinsam gefördert: Mit dem CULTURA-Preis für zukunftsgerechte Landnutzung.

2016 wurde der CULTURA-Preis an Robert Arlinghaus, Professor für Integratives Fischereimanagement, verliehen. Arlinghaus beschäftigt sich mit den sozialen, ökonomischen und ökologischen Dimensionen der Hobbyangelei. In seinem Buch „Der unterschätzte Angler“ belegt er die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Angelfischerei in Deutschland. Am Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei und der Humboldt-Universität zu Berlin entwickelt sein Forscherteam Modelle für eine

nachhaltige Angelfischerei. Die Forschung findet an der Schnittstelle von Natur- und Sozialwissenschaften statt. Mit naturwissenschaftlichen Methoden werden die ökologischen Wirkungen der Angelfischerei auf Fischbestände und Gewässer thematisiert. Sozialwissenschaftlich beschäftigt er sich mit der Anglerpsychologie und mit ethischen Fragen. Die Preisverleihung fand am 14. Juni 2016 im Saal der Paulinerkirche in Göttingen statt.

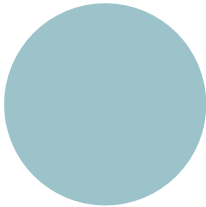
Der CULTURA-Preis 2017 ging an Georg Guggenberger, Professor für Bodenkunde und geschäftsführender Leiter des Instituts für Bodenkunde an der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Universität Hannover. Im Mittelpunkt seiner Arbeit steht die Forschung zum Schutz der organischen Bodensubstanz und zum Erhalt der Bodenfruchtbarkeit unter dem Aspekt des globalen Wandels. Er untersucht die Rolle und Bedeutung des Bodens im globalen Kohlenstoffkreislauf und macht die Auswirkungen des Klimawandels begreifbar. Dabei bedient er keineswegs nur einen aktuellen „Forschungstrend“, sondern setzt in Zusammenarbeit mit Partnern aus verschiedenen europäischen Ländern, mit innovativen Ansätzen und Analysemethoden neue Maßstäbe. Die Preisverleihung fand am 4. September 2017 an der Georg-August Universität Göttingen statt.

www.toepfer-stiftung.de/cultura-preis



Der Kuckuck und der Esel

Der Kuckuck und der Esel,
die hatten einen Streit,
wer wohl am besten sänge,
wer wohl am besten sänge,
zur schönen Maienzeit,
zur schönen Maienzeit.



Der Kuckuck sprach: „Das kann ich“
und fing gleich an zu schrein.
„Ich aber kann es besser,
ich aber kann es besser“
fiel gleich der Esel ein,
fiel gleich der Esel ein.

Das klang so schön und lieblich,
so schön von fern und nah;
sie sangen alle beide,
sie sangen alle beide:
Kuckuck, Kuckuck! I-a!
Kuckuck, Kuckuck! I-a!

Eigentlich ist es kaum möglich, ein Kinderlied von Hoffmann von Fallersleben nicht politisch zu deuten. Immerhin wurde ihm 1842 wegen seiner unter dem Titel „Unpolitische Lieder“ veröffentlichten Sammlung ein Berufsverbot von der preußischen Regierung verhängt – weil seine direkten und indirekten politischen Anspielungen das Potenzial hatten, „Missvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge hervorzurufen“. Zusätzlich des Landes verwiesen, irrte der Professor für Germanistik jahrelang quer durch Deutschland.

Doch worin bestand sein Missvergnügen? Wenige Jahre nach der Französischen Revolution geboren, wuchs von Fallersleben in die Reste des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation hinein, mit ihren zahlreichen kleinen, absolutistisch regierten Fürstentümern. Als Kind erlebte er das Prägende: die Einführung von Bürgerrechten in der Zeit der napoleonischen Besatzung – und damit Gleichheit vor dem Gesetz, Religionsfreiheit, öffentliche Gerichtsverfahren.

Nach dem Rückzug der Grande Armée wurde jedoch im Königreich Hannover die alte Adelsordnung wieder etabliert. Fortan war seine lyrische Karriere dem Kampf für die verloren gegangenen bürgerlichen Freiheiten und der Vision eines geeinten, deutschen Vaterlandes gewidmet. Kleinstaaterei, Pressezensur, Fürstenwillkür und die Allmacht von Polizei und Militär waren die Dornen in seinen Augen und die wahren Protagonisten seiner Lyrik. Doch, sind wir ganz ehrlich: Die Geschichte vom Kuckuck und dem Esel ist zu verständlich, um eine komplizierte politische Botschaft zu enthalten. „Gesangswettbewerbe“ von zweien, die nicht singen können, sind uns nur allzu vertraut, oder?

Musik als praktische Humanität

Christoph Stölzl

Musik – Medium der Unsterblichkeit

„Wir sind, was wir geworden sind“. Wir sind aber auch, was wir gehört, und noch viel mehr: was wir gespielt haben. Das Kind, das die Mozartsche A-Dur-Sonate übt oder Schumanns „Träumerei“, begegnet dem Genius, und ein Teil von diesem wird von da an auch Baustein der werdenden Seele bleiben. Musik der Großen unserer Tradition zu spielen ist vielleicht das wirksamste Mittel, den Traum von der Unsterblichkeit Realität werden zu lassen. Im Deutschen gibt es das unübersetzbare Wort Anverwandlung. Im Musizieren verwandeln wir uns – partiell – in Johann Sebastian Bach, wenn wir die Arpeggi des Präludium in C perlen lassen oder in Paul McCartney, wenn wir – die Gitarre in der Hand – vor dem YouTube-Bildschirm versuchen, die Open-Strings-Tricks von „Blackbird“ hinzukriegen. Musizieren heißt immer, das Kulturerbe der Menschheit anzutreten, und das gilt selbstverständlich auch für alle Musiktraditionen außerhalb des europäisch-atlantischen Kanons.

Musik – die erfolgreichste transkulturelle Kulturpraxis

In dreihundert Jahren ist ihre europäische Ausprägung zur grenzüberschreitenden Kulturform par excellence geworden. Die Musik hat die kontinentale und transatlantische Gesellschaft durchdrungen mit Institutionen, wie der Philharmonie und der Oper und Ritualen, wie dem Konzert und dem Festspiel. Sie hat seit langem ein unübertreffliches Instrumentarium entwickelt und ihre wortlose, aller Gefühle fähige Ton-Sprache weit in fremde Kultu-

ren, bis und gerade nach Asien verbreitet. Seit einem Jahrhundert muss die symphonische Musik freilich ihre Dominanz teilen mit der afroamerikanischen Musik, deren Urquell immer noch in den USA sprudelt. Der synkretistische „Pop“ – ob Jazz, Song, Musical oder Rock – hat als jüngere Weltsprache alle Kontinente erobert. Und am Horizont erscheint schon eine „Weltmusik“, in der sich Elemente nichteuropäischer Musiktraditionen mit traditioneller Symphonik und dem Pop mischen. Deutschland aber ist das Herzland der traditionellen „klassischen Musik“, folgt man der Ensemble- und Aufführungstatistik.

Musik als selbstverständlicher Teil von Bildung und Unterhaltung der modernen Gesellschaften hat – verglichen mit früheren Zeiten – eine dramatische Karriere gemacht. Vor allem die medialen, also nicht-authentischen Musikformen, sind in einer stürmisch wachsenden Entwicklung zu beobachten. Musik aller Epochen, Genres, Stile und Kontinente wird durch das Internet jederzeit verfügbar gemacht.

Musik – Trainingsplatz für Kompetenz und Mündigkeit

„Mündigkeit“ meint, zuerst sich selbst zu erkennen und beherrschen zu lernen und dann die Welt zu ergreifen mit allen Sinnen. Mündigkeit ist die Voraussetzung jedes gelingenden Lebens. Unsere abendländische Erziehungs- tradition kreist um die Frage, wie diese Kompetenz weitergegeben werden kann. Schon Aristoteles hat für Musik als Mittel der Charakterschulung plädiert. Er sagte: „Wir verändern uns in der Seele, wenn wir hören.“ – denn die

Musik habe Ähnlichkeit mit charakterbildenden Bausteinen, wie Sanftmut, Zorn, Besonnenheit und Tapferkeit. Daniel Barenboim hat über die humanisierende Tiefenwirkung des Musizierens gesagt: „Kindern kann man mit Hilfe des Rhythmus‘ Disziplin beibringen. Junge Erwachsene, die zum ersten Mal Leidenschaften spüren, können lernen, dass auch der leidenschaftlichsten Phrase eine Ordnung zugrunde liegen muss. Was für Menschen am schwersten erreichbar ist – zugleich ein diszipliniertes und leidenschaftliches Leben zu führen, eine freiheitliche und dennoch geordnete Existenz – das ist in jeder einzelnen musikalischen Phrase realisiert“. Die gegenwärtige Krise unseres Erziehungssystems beruht auf dem Zweifel, ob die Welt sich nicht so schnell verändert, dass jeder Erziehungskanon über Nacht entwertet wird. Im Sturm der Umwertung aller Werte hat sich die Musik jedoch als standfest erwiesen. Sie ist zeitlos, weil ihre Ziele kein Verfallsdatum haben. Musik ist gleichermaßen ein Handwerk, das einen klaren Weg vom Lehrling zum Meister weist, wie auch ein Spiel, das seine Teilnehmer zu überraschenden Erlebnissen verlockt. Musik ist die fundamentale Herausforderung des Individuums, in einem entbehrungsreichen Training zum souveränen Herrscher über Stimme oder Instrument zu werden.

Musik – Erfahrungsort von Gemeinschaft

Musik bietet positiv erlebte Gemeinschaft, wie kaum ein anderes soziales Feld. Musik ist immer schon klassen-, schichten- und milieuüberschreitend gewesen. Das Fremde wird zum Eigenen in der Neugier von Musikern

und Hörern auf Neues und Anderes und in der Internationalität der fast aller heutigen Ensembles.

Der bekannte Sozialphilosoph Richard Sennet, der als Kind in einem Armenviertel Chicagos begann und sich über das Cellospiel zum Bürger und Wissenschaftler emanzipierte, hat in seinem Bestseller „Handwerk“ ein Loblied aufs Musizieren gesungen: als Paradigma für eine Humanität, die sich wieder mit eigenen Augen, Ohren und Händen auf die Welt der Dinge einlässt. Wenn die große Gefahr unserer technisierten, fast nur noch in Medien konstituierten Wirklichkeit darin besteht, dass der Mensch (sich) nur noch aus zweiter und dritter Hand lebt und erlebt, also buchstäblich „unmündig“ wird, dann ist Musizieren die beste Anti-Therapie.

Musik – Laboratorium für das Glück des Individuums

Die Erkenntnis ist nicht neu. Der komponierende Mönch der Barockzeit, Valentin Ratgeber, hat das Lied geschrieben: „Der hat vergeben das ewig Leben, der nicht die Musik liebt und sich beständig übt in diesem Spiel. Wer schon auf Erden will selig werden, der kann erreichen hie durch Musik ohne Müh sein himmlisch Ziel. Sie kann regieren, die Herzen rühren, daß gar das frische Blut in Adern wallen tut vor lauter Freud. Schweren Gedanken setzt sie die Schranken; das G’müt gleich heiter wird, daß sich gar bald verliert all Bitterkeit“.

Die moderne Gehirnforschung hat inzwischen die Mönchsverse empirisch nachgemessen. Glück entsteht im Glücks- oder Belohnungszentrum

des Gehirns. Es springt an, wenn wir etwas Positives erleben. Der Nucleus accumbens bewertet Sinnesreize und schüttet Neurotransmitter aus und wir empfinden Freude und Lust. Der Neurowissenschaftler Manfred Spitzer hat nachgewiesen, dass Musik den Nucleus accumbens stimuliert: Freude entsteht und Angst wird vermindert. Aber welche Musik wirkt wie? Der Glücksprozess ist besonders intensiv, wenn der Nucleus accumbens bei seiner Korrespondenz mit der Hörrinde auf dort vorprogrammierte Hörerfahrungen trifft – mit anderen Worten: je mehr Musik ein Mensch gemacht oder erfahren hat, desto besser funktioniert das Belohnungssystem mit den Glückshormonen.

Musikalische Erziehung kann also gar nicht wichtig genug genommen werden. Sie ist ein Kampf für die Wiedergewinnung der Selbstverständlichkeit, dass zum natürlichen, im Einklang mit der Schöpfung lebenden Menschen das Singen und Musizieren gehört, wie das Atmen. Die Biologie lehrt uns, dass das Hören unsere erste Sinnesfähigkeit ist. Der Mensch ist musikalisch programmiert, weil sein frühestes Sinnenerlebnis der Herzschlagrhythmus der Mutter ist. Diese urmusikalische Prägung sei eine „unentmutigbare Vorneigung in die Zukunft“, hat der Philosoph Peter Sloterdijk gesagt. Musik-Hören, erst recht: Musik-Machen, stillt unsere Erinnerungs-Sehnsucht nach dem Paradies. Musik und die Ur-Disposition zur Transzendenz kommen aus der gleichen Wurzel. Friedrich Nietzsche hat zu Beethovens Neunter Symphonie bemerkt, der Zuhörer fühle sich „über der Erde in einem Sternendome schweben... mit dem Traume der Unsterblichkeit im Herzen“.

Musik – 100% Nachhaltigkeit

Seit Jahrzehnten registrieren Ökonomen ein paradoxes Phänomen: Die wirtschaftswissenschaftliche Glücksforschung hat herausgefunden, dass das messbare Glück einer Gesellschaft über die Jahrzehnte hinweg kaum zunimmt, auch wenn das Wohlstandswachstum anhält. Dieses Paradox gilt in besonderem Maße für Deutschland: In Deutschland ist das Glücksgefühl in den letzten drei Jahrzehnten trotz nahezu stetig gestiegenem Bruttoinlandsprodukt sogar gesunken. In der Gegenwart wird seit einiger Zeit in der Wissenschaft darüber nachgedacht, ob sich aus diesen Erkenntnissen nicht ein Schlüssel für die ökologisch dringend nötige Wende machen ließe: weg von der Verschwendungs- und Wegwerfgesellschaft, hin zu einer „nachhaltigen“ Welt. Schlagen wir von hier eine geistige Brücke hin zu unseren Erkenntnissen über die Glücksquelle Musik: Musik macht messbar glücklich. Und das, ohne große materielle Ressourcen zu verbrauchen. Wer singt, nimmt der Natur überhaupt nichts weg. Musikinstrumente gehören zu den langlebigsten Handwerkszeugen – die begehrtesten sind hunderte von Jahren alt, und auch die Produktion neuer Instrumente verbraucht kaum Energie, dafür umso mehr menschliche Intelligenz und Schöpferkraft. Selbst High-Tech-Instrumente, wie Konzertflügel, altern kaum und werden viele Jahrzehnte benutzt. Wer Hausmusik macht, kann grenzenlose Höhenflüge des Glücks erleben, ohne einen Tropfen Kerosin zu verbrauchen. Aber auch der sogenannte „passive“ Musikkonsum (der doch in Wahrheit auch musikalische Arbeit bedeutet) ist in der Energiebilanz erfreulich: Konzertsäle und Opernhäuser dienen – einmal erbaut – viele Jahrzehnte, im Glücksfall

auch Jahrhunderte, ihrem schönen Zweck. Musik ist also eine außerordentlich „nachhaltige“ Methode, Glück zu produzieren. Und die Glückserlebnisse sind unbegrenzt vermehrbar, ohne dass deshalb etwas weggeworfen wird: ob man einmal im Jahr oder einmal in der Woche Musik macht oder hört, ändert nichts an der guten Ressourcenbilanz.

Musik ist praktische Humanität in ihrer glücklichsten Form.

Das klang so schön und lieblich

Die Musikförderung gehört seit ihrer Gründung zum programmatischen Kern der Toepfer Stiftung. Von 1953 bis 2016 profitierten unzählige Studierende der Hochschule für Musik und Theater Hamburg von den Masefield-Stipendien, die 2017 schließlich eingestellt und nun in verändertem Format als Masefield-Lectures fortgeführt werden.

Die Unterstützung ausländischer Musikstudierender durch das Concerto-Musikstipendium wurde ebenfalls in diesem Jahr beendet zugunsten einer gezielten Förderung zeitgemäßer Konzertkultur und der Weiterqualifizierung und Berufsorientierung junger Musikerinnen und Musiker.

Im Fokus steht dabei die Sommerakademie Concerto²¹, bei der Musiker zusammen mit anderen Akteuren aus der Klassikwelt über das Konzert der Gegenwart und Zukunft nachdenken.

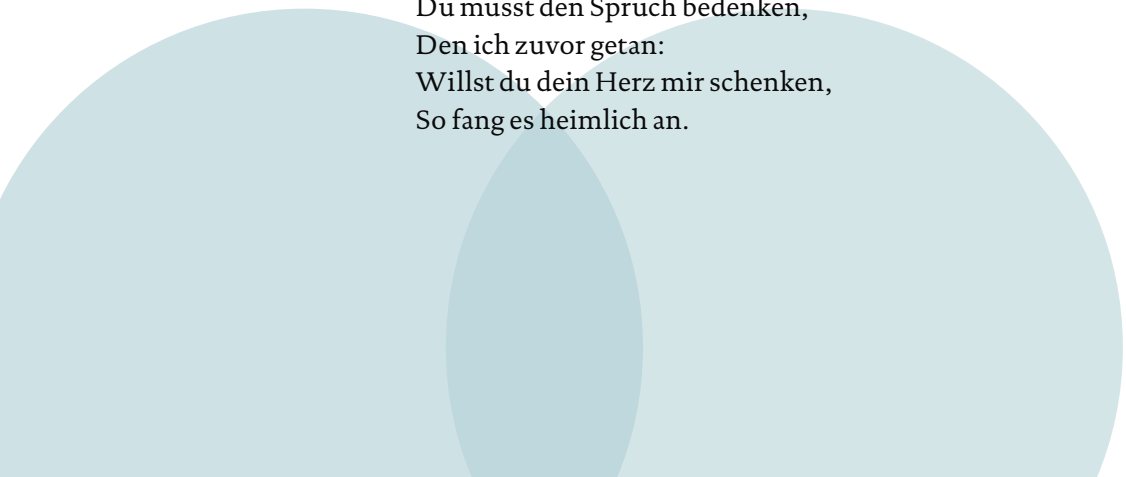
Concerto²¹ wurde 2008 ins Leben gerufen und hat sich zu einem hocheffektiven und in der Klassikszene sehr geschätzten Weiterbildungsformat für Solisten und Ensembles entwickelt. Die Teilnehmenden verbindet eine hohe musikalische Qualität sowie Neugier und Willen, die eigene Konzertpraxis weiter zu entwickeln. Sie lernen neue Aufführungskonzepte, passende Vermittlungsmethoden und aktuelle Kommunikationsstrategien kennen. Viele der Teilnehmenden haben im Anschluss an die Akademie auch messbaren Erfolg, der sich in Konzertengagements oder Preisen niederschlägt. Über individuelle künstlerische Erfolge hinaus bleibt jedoch die Vitalisierung des Konzertwesens erklärtes Ziel dieses Förderprogramms.

www.toepfer-stiftung.de/concerto-21

Willst Du dein Herz mir schenken

Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an,
Dass unser beider Denken
Niemand erraten kann.
Die Liebe muss bei beiden
Allzeit verschwiegen sein,
Drum schließ die größten Freuden
In deinem Herzen ein.

Behutsam sei und schweige
Und traue keiner Wand,
Lieb' innerlich und zeige
Dich außen unbekannt.
Kein' Argwohn musst du geben,
Verstellung nötig ist.
Genug, dass du, mein Leben,
Der Treu' versichert bist.



Begehre keine Blicke
Von meiner Liebe nicht,
Der Neid hat viele Stricke
Auf unser Tun gericht.
Du musst die Brust verschließen,
Halt deine Neigung ein.
Die Lust, die wir genießen,
Muss ein Geheimnis sein.

Zu frei sein, sich ergehen,
Hat oft Gefahr gebracht.
Man muss sich wohl verstehen,
Weil ein falsch Auge wacht.
Du musst den Spruch bedenken,
Den ich zuvor getan:
Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an.

„... so fang es heimlich an.“ Auch der Anfang des Liedes selbst liegt im Dunkeln: Unbewiesen ist zum Beispiel, ob das zugrundeliegende Gedicht tatsächlich von Simon Dach (1605-1659) stammt. Die Musik wiederum wurde über lange Zeit Johann Sebastian Bach zugeschrieben, wird es meist noch immer. Es taucht auf im „Notenbüchlein der Anna Magdalena Bach“, der zweiten Ehefrau Johann Sebastians, die eine Sängerin war. Am Rande des Blattes steht „Arie di Giovannini“, und manchem Forscher, angefangen bei Carl Friedrich Zelter im 18. Jahrhundert, gefiel die Vorstellung, das Bach selbst jener Giovannini/Johann wäre: Das Lied könnte damit ein biographisches Dokument der Liebe zwischen ihm und seiner Anna Magdalena sein.

In jüngerer Zeit mehrten sich Stimmen, die das Stück als Komposition des „wirklichen“ Giovannini erachten – eines italienischen Geigers und Komponisten dieses Namens, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Berlin gelebt hat. Bereits 1873 erklärte der Musikwissenschaftler Philipp Spitta, es fänden sich in Ernst Otto Lindners „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert“ zwei Lieder dieses Giovannini, „an deren Stil jeder sofort den Komponisten von ‚Willst du dein Herz mir schenken‘ wieder erkennen wird“.

Dennoch wollen die meisten hier lieber ein Lied von Bach hören. Die Versuchung ist wohl groß, die geheimnisvolle, scheue Innigkeit dieser Melodie mit einer Geschichte zu versehen, damit sie leichter zu fassen, damit besser darüber zu reden ist. Doch geht es nicht genau darum in diesem Lied – auf äußerliche Versicherungen und Beweismittel der Liebe zu verzichten, dem zu vertrauen, was unausgesprochen, aber doch gewusst ist?

Hilfe für die jüngsten Opfer der Kriege

Stefanie Graf

Über 65 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht, die Hälfte davon sind Kinder. Es ist die höchste Zahl seit dem Zweiten Weltkrieg. Mit meiner Stiftung „Children for Tomorrow“ helfen wir denen, deren Wunden oft übersehen werden: Flüchtlingskindern und Jugendlichen mit schweren Kriegstraumata.

Die Themen Migration, Flucht und deren Folgen verbinden uns seit etwa zwei Jahren auch mit der Toepfer Stiftung. Beide Stiftungen zählen zu den Mitinitiatoren des 2016 gegründeten und von der BürgerStiftung Hamburg verwalteten Fonds „Flüchtlinge und Ehrenamt“, mit dem Menschen unbürokratisch und schnell unterstützt werden, die sich ehrenamtlich für Geflüchtete engagieren. Noch intensiver war unsere Kooperation bei der Ausstellung „Scherben im Kopf“. Mit dieser Ausstellung wollten wir das komplexe Thema Trauma anhand von Therapiematerialien der Kinder präsentieren und damit einem größeren Publikum zugänglich machen. Zusammen mit dem Institut für Psychotraumatologie und einer Ausstellungsdesignerin erarbeiteten beide Stiftungen das Konzept der Ausstellung, die dann am 1. März 2017 in den Galerieräumen der Toepfer Stiftung eröffnet wurde. Ich war beeindruckt, dass dieses schwierige, sensible Themenfeld mit künstlerischen Mitteln so eindrucksvoll und lehrreich präsentiert werden kann.

Ausschlaggebend für die Gründung meiner Stiftung vor fast 20 Jahren waren meine Besuche in der Flüchtlingsambulanz am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf mit dem damaligen Leiter, Professor Peter Riedesser. Die Schicksale dieser Kinder haben mich sehr bewegt – viele sprachen nicht, waren verschlossen und gefangen in ihren traumatischen Erinnerungen.

Krieg und Flucht hatten so tiefe Wunden gerissen, dass sie das Erlebte nicht in Worte fassen und verarbeiten konnten. Die Therapien mit Dolmetschern halfen ihnen, das Unaussprechliche zum Ausdruck zu bringen. Es war mir eine Herzensangelegenheit, diesen Kindern langfristig zu helfen und wir förderten über die Flüchtlingsambulanz in Hamburg hinaus im Laufe der Jahre auch Projekte in Kapstadt, im Kosovo, Eritrea und Uganda.

Die Fortschritte der Kinder im Verlauf ihrer Therapien machen mich immer sehr zuversichtlich und sind für uns alle ein täglicher Ansporn, diesen Kindern auch in Zukunft bei der Heilung ihrer Wunden zu helfen. Der Flüchtlingsstrom nach Europa erhöhte den Bedarf nach therapeutischen Angeboten bei uns in Hamburg in den letzten Jahren rapide. Um schnelle Hilfe beim seelischen Wiederaufbau bieten zu können, erweiterten wir unser Angebot um das Schulprojekt „HonigHelden!“, in dessen Rahmen wir Therapien in Grundschulen anbieten. Hier können wir frühzeitig bei geflüchteten Kindern den Bedarf einer therapeutischen Begleitung erkennen und durch stabilisierende Hilfe in Gruppen wie auch in Einzelsettings behandeln.

Die Gefahr der Chronifizierung und der Ausbildung maßgeblicher Entwicklungsdefizite in der Entwicklung aufgrund von Kriegstraumata können sich ohne Behandlung über Generationen hin fortsetzen. Umso entscheidender ist eine frühzeitige intensive Behandlung – für die Betroffenen selbst und für ein friedliches, selbstbestimmtes Zusammenleben.

Man muss sich wohl verstehen

Die Toepfer Stiftung engagierte sich von 2015 bis 2017 verstärkt bei der Hilfe für Geflüchtete und plädierte für einen themenbezogenen Schulterschluss Hamburger Stiftungen. Am 28. Januar 2015 wurden zahlreiche Vertreter anderer Hamburger Stiftungen, die Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration sowie die Leiter der Flüchtlingsambulanz am UKE und der Erstversorgung für minderjährige unbegleitete Flüchtlinge zu einer Diskussionsrunde eingeladen. Ein Ergebnis dieser Zusammenkunft war die Gründung des Fonds „Flüchtlinge & Ehrenamt“, der kleinere Summen für Ehrenamtliche zur Verfügung stellt, die mit Geflüchteten arbeiten.

2016 wurden zwei weitere Fonds gegründet und von der Toepfer Stiftung finanziell mit ausgestattet. Der Fonds „Freiräume“ für künstlerische und kulturpädagogische Projekte in Hamburg, die der Integration und Teilhabe von Geflüchteten dienen und den interkulturellen Dialog fördern, wurde bereits einmal aufgestockt, so dass 2017 eine zweite Antragsrunde ausgerufen werden konnte. Operativ betreut wird der Fonds durch die Hamburgische Kulturstiftung. Das Projekt „Landungsbrücken für Geflüchtete“, logistisch betreut durch die BürgerStiftung Hamburg, stellt Paten und Initiativen, die sich um Geflüchtete kümmern, eine fachlich kundige Begleitung zur Seite.

Mit Unterstützung der Toepfer Stiftung wurden 2016 zwei Bücher zum Thema vorgestellt: Der von der Konrad-Adenauer-Stiftung, dem Herder Verlag und dem Deutschen Roten Kreuz herausgegebene, in deutscher und arabischer Sprache verfasste Leitfaden „Deutschland – Erste Informationen für Flüchtlinge“ gibt Ankommenden grundsätzliche und praktische Orientierungshilfe in Deutschland. Nutzen und Potenzial des Leitfadens wurden am 1. März 2016 in der Hamburger Zentralbibliothek diskutiert. Am 21. November 2016 wurde das Buch „Geflüchtete und Kulturelle Bildung – Formate und Konzepte für ein neues Praxisfeld“, herausgegeben von Maren Ziese und Caroline Gritschke, in der Zinnschmelze Hamburg vorgestellt.

Über Veranstaltungsformate wie diese hinaus fördert die Toepfer Stiftung diverse Projekte und Initiativen in Hamburg, die sich dem Thema Migration widmen und ermöglicht beispielsweise die Realisierung des partizipativen Ausstellungsprojekts „Islam in Altona“ im Altonaer Museum.



Dat du min Leevsten büst

Dat du min Leevsten büst,
dat du woll weeßt.
Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht,
segg mi was Leevs!

Kumm du üm Middernacht,
kumm du Klock een!
Vader slöpt, Moder slöpt,
ick slap alleen.

Klopp an de Kammerdör,
fat an de Klink!
Vader meent, Moder meent,
dat deit de Wind.



Kummt denn de Morgenstund,
kreiht de ol Hahn,
Leevster min, Leevster min,
denn mößt du gahn!

Sachen den Gang henlank,
lies mid de Klink!
Vader meent, Moder meent,
dat deit de Wind.

Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist „Dat du min Leevsten büst“, da noch in der hochdeutschen Variante „Daß du mein Schätzgen bist“, als anzüglicher Gassenhauer bekannt: „Kumm du üm Middernacht, kumm du Klock een! Vader slöpt, Moder slöpt, Ick slaap alleen.“ Auch wenn unbekannt bleibt, wessen umtriebigen Gedanken dieses zeitweise als „Schmuddeltext“ verachtete Lied entsprungen ist, so lässt sich seine erste Veröffentlichung in plattdeutscher Sprache durch Karl Müllenhoff auf das Jahr 1845 datieren.

Scheinbar selbst im Liebesrausch, widmet Johann Gottfried Herder 1777 seiner Braut die „vergnügte schöne“ Melodie, komponiert von Josef Anton Steffan für das Cembalo. Allerdings ändert er den seinem Empfinden nach allzu anstößigen Text in den des bekannten 23. Psalms („Der Herr ist mein Hirte“).

So bleibt dennoch die Frage, ob der Originaltext heute weiterhin verpönt sein sollte. Wer erinnert sich schließlich nicht an Nächte, in denen man sich vor Sehnsucht nach intimer Zweisamkeit verzehrt? Der hier besungene Ablauf eines heimlichen Stelldicheins, vielleicht sogar der eines „unsittlichen“ One Night Stands, ist sicherlich auch in Zeiten von Dating-Apps und ständig wechselnden Liebeleien nicht weniger bekannt. Wen es auch zu täuschen gilt – die im Lied erwähnten Eltern oder doch eher die WG-Mitbewohner des oder der Besuchten – im frühen Morgengrauen muss sich der nächtliche Besuch möglichst unbemerkt wieder auf den Heimweg machen: „Kummt denn de Morgenstund, kreiht de ol Hahn, Leevster min, Leevster min, denn mößt du gahn!“

11° 00' 16" ÖSTL. LÄNGE
54° 18' 01" NÖRDL. BREITE
Phantasie über einen
verwunschenen Ort: Siggen

Michael Propfe

Aus großer Höhe betrachtet.

Wo immer es schön ist, treffen wir die Moräne, da kann das Land noch so flach sein, wie es hier gar nicht ist, wir reden ja nicht von Niederungen. Aber der Abstand zum Meeresspiegel ist doch recht gering, kaum über fünfzehn Meter, nicht sehr eindrucksvoll, verglichen mit jenen 724 m über NN, mit denen die Namensvetterin im Landkreis Ravensburg auftrumpfen kann, auch eine Moränengeburt, sogar mit steil abfallender Abrisskante, was sie, so ihre Panegyriker, zu „DEM Aussichtspunkt im Allgäuer Hügelland zwischen Wangen und Isny macht“ (tatsächlich: die Versalien sind original!). Aber dorthin wollen wir ja nicht. Wir suchen etwas anderes, einen anderen Ort, eine andere Gegend.

Außerdem: Haben wir sie nicht schon erwischt, die Schwachstelle jener erhabenen (oder erhobenen?) Namensschwester? Geht der Blick ins Weite, verliert er sich, so auch sein Träger, der Blicker, der Gucker, er löst sich schauend in die Ferne auf, ins Grenzenlose, vielleicht in die Sehnsucht, ins All, ins Ewige, wer weiß – nur bei sich ist er nicht mehr. Es heißt ja auch Aussicht, nicht Einsicht. Lost in transition. Er verliert sich. Außer, vielleicht, beim praktischen Schritt ins nächste Wirtshaus, zur Jause, da ist er wieder ganz bei sich. Und bei den Anderen. So paradox es klingt: hier bezeichnet das Weite den Rand der sichtbaren Umgebung, pathetisch gesagt: das Ende der Welt. Aber eben: den Rand. Das Ende.

Aber was sagt das über den Blicker selbst, über den Betrachter?

Er steht da und schaut und verliert sich.

Wir aber wollen zum Kern!

Szenenwechsel. Gleitflug. Außen.

Lob der Phantasie. Das Meer ist zwar nah, aber wo nur 15 Höhenmeter zu verhandeln sind, gelegentlich ein paar Meter mehr, braucht es Erfindungsgabe zur Erhebung – und Wunsch-Vorstellungen. Man muss die Sehnsüchte seiner Zeitgenossen studieren und dann einen Gedankensprung wagen, sonst lacht jeder Tourist sich ins Fäustchen und turnt anderswo. Sieh da, und schon erhebt sich – gelinde – die Schweiz hinter der Ostseeküste!

Von ihren Ausläufern reden wir. Bescheiden, aber nicht ohne Anspruch. Und mit genau jenem unschätzbaren Vorzug gegenüber der höheren Schwester: man ist bei sich, und alles, was ist, kommt von innen. Ein Paradies, das nicht auf äußerliche Hilfsmittel angewiesen ist [gut, im Zuge der Arbeitsteilung schon, bleiben wir ehrlich], keine gebratenen Tauben, die durch die Lüfte fliegen und ständig zur Deckung zwingen, Wasser ist Wasser und nicht Milch und Honig, vom Wein ganz zu schweigen (vgl. den Abschnitt „Alkoholisches“).

Soviel zur Geographie. Topographische und landschaftskundliche Details vermitteln die entsprechenden Ämter des Landes Schleswig-Holstein: Lvermgeo.Landsh. und Llur.Landsh., so die E-Mail-Kürzel. Die Hotline Tourismus lautet 04362-90720 (bei Anrufen aus dem Ausland, der echten Schweiz z. B., muss die Ländervorwahl hinzugefügt werden, das Allgäu ist Inland), im Übrigen hilft das www.amt-oldenburg-land.de weiter.

Da sind wir.

Aber wo sind wir wirklich. In der Vergangenheit? In der Gegenwart? In der Zukunft? Handelt es sich, betrachtet man Landschaft und Lage, um einen locus amoenus? Diesen literarischen Topos, den Goethe im Faust II Anmuthige Gegend nannte?

„Und hier erblickt einen See er, mit klarem / Wasser bis tief auf den Grund. Dort steht kein Schilf, das in Sümpfen / Wächst, kein Röhricht, steriles Gesträuch, nicht spitzige Binsen. / Hell ist das Wasser des Sees, durchscheinend; doch gürtet die Ränder / Rings ein lebendiger Rasen und immer grünende Gräser.“ (Ovid, Metamorphosen, IV, 297ff. Deutsch von Hermann Breitenbach.)

Oder müssen wir uns den Ort wie jenes berühmte kleine gallische Dorf vorstellen, nur hier eben in Gestalt eines lübschen Stadtstiftsdorfs, das der strategischen Absicherung der politischen Handelsinteressen der reichsfreien Handelsstadt Lübeck gegenüber einer feindlichen Umgebung diente?

Oder handelt es sich um die Transformation dieses strukturellen Zustandes in die Gegenwart eines intellektuellen Widerspruchs?

Innen.

Was so komplex wie kompliziert klingt, ist im Grunde ganz einfach. Was allüberall sonst die Schwerkraftverhältnisse ausmacht, z. B. des Wissenschafts- oder des Tagungsbetriebs, ist, trifft man sich hier, mit einem Mal aufgehoben. Die Weichen aller sonst vorhandenen zweckrationalen Gedanken-Bahnstrecken, die zu verwertbaren Zielen führen und führen sollen, sind umgestellt (oder ausgefallen), alle Bewegungen folgen ausschließlich den verschlungenen Gedanken-Bahnen, zielen auf keinen messbaren Zweck, erfüllen keinen von außen gesetzten Anspruch. Hier dürfen während der Fahrt Blumen gepflückt werden. Ziel ist die Überraschung, gespeist aus Neugier, nicht die Erfüllung vor-gesetzter Ergebnisse. Die Welt der Papiere wird um kein weiteres Exemplar bereichert. Wenn es einen Zweck gibt, ist es die Begegnung. Und die Bewegung selbst, wohin sie auch führt. Die Schwerkraft des Denkens verflüchtigt sich und die Schwerkraft des Lebens (mindestens im Sinne der unmittelbaren Existenzsicherung – woher kommt mein Abendbrot?) auch.

Stattdessen entsteht etwas Leichtes, Ätherisches. Nicht jenes fremdsprachliche Wortungetüm, das wir inflationär gebrauchen, um das Selbstverständliche, das uns abhandengekommen ist, durch eine Vokabel zu fassen, mit deren Gebrauch wir schon verfehlt haben, was wir suchen: Kommunikation. Austausch ist etwas anderes. Ein Prozess der sensiblen Annäherung von Gleich zu Gleich, der auf Verständigung, vielleicht sogar Einvernehmen zielt, durchaus durch kontroverses Gelände, in der Summe: auf wechselseitige Bereicherung. Das Andere ist immer auch ein Herrschafts-

akt: Wer kommuniziert, fasst ein Objekt in Auge und Ohr: sein Opfer. Kommunikation steuert und wird gesteuert. Kurz: es handelt sich dabei um eine Marketingtechnik. Zeit zum Umparken. Das war mal so ein Satz aus der Automobilbranche, der der Firma Opel aber auch nicht geholfen hat.

Abblende.

So ist vielleicht, was gemeinhin Utopie genannt wird und ein Traum bleibt, weil es entweder gar nicht oder, wenn überhaupt, erst in ferner Zukunft realisierbar scheint, hier bereits Wirklichkeit geworden?

Eine Insel? Die neue mit dem berühmten Namen, von Thomas Morus erfunden? Utopia? Die keinen Ort meint?

Wer weiß, wer weiß...

[Nachbemerkung. Der Alkohol (engl. spirits) befindet sich im Gang zur Bibliothek und wird, entgegen allen Erwartungen, sehr maßvoll eingesetzt. Gemessen an den anderen Vorzügen des Ortes ist er überflüssig, im Wortsinn. Der Rest ist Pointe.]

Dat du min Leevsten büst

Das Seminarzentrum Gut Siggen in Ostholstein ist mehr als nur ein Tagungsort der Toepfer Stiftung – Siggen ist eine Art Sehnsuchtsort für viele Gäste geworden, an den sie immer wieder gerne zurückkehren oder zurückdenken. Der im Programm der Stiftung verortete Anspruch „Raum geben“ wird hier Realität. Das vom Stuttgarter Architekturbüro Auer+Weber entworfene Seminargebäude feierte 2017 sein zehnjähriges Jubiläum. Seit 2007 ist der gläserne Pavillon ein Ort zum Nachdenken und Neudenken, ideal für vertraute Konzertrituale wie auch experimentelle Aufführungen, für Strategie- und Streitgespräche, für Begegnungen mit anderen – und die Begegnung mit sich selbst.

Ein noch relativ junges Veranstaltungsformat hat sich innerhalb kurzer Zeit erfolgreich etabliert: die Siggener Begegnungen. Viele Jahrzehnte pflegte die Stiftung die Tradition, verschiedene ihr verbundene Menschen für eine Woche nach Siggen einzuladen. Aktuelle und ehemalige Preisträger, Mitglieder der Stiftungsgremien oder Preiskuratorien sowie andere Persönlichkeiten aus ganz Europa kamen miteinander ins Gespräch und hielten Vorträge über ihr jeweiliges Fachgebiet. Die Zusammensetzung der Gäste und Vortragsthemen war dabei zuweilen dem Zufall überlassen, so dass die Qualität der Begegnungen stark variierte.

Seit 2014 vereinen die Siggener Begegnungen die Lust am Ungewissen mit der Freude an Berechenbarkeit. Jährlich vier Gastgeber geben jeweils einer Woche einen thematischen Schwerpunkt, können dafür passende Gesprächsteilnehmer einladen, bleiben aber offen für jene Gäste aus dem Stiftungsspektrum, die sich für das Thema interessieren. Die Möglichkeit, neue Menschen kennenzulernen und sich jenseits vertrauter Zirkel und Szenen zu bewegen und auszutauschen, wird von allen Beteiligten hochgeschätzt. Unser Gastautor Michael Propfe war einer der Gastgeber der Siggener Begegnungen 2017 und beschäftigte sich mit der komplexen Tätigkeit des Beobachtens.

www.toepfer-stiftung.de/seminarzentrum-gut-siggen



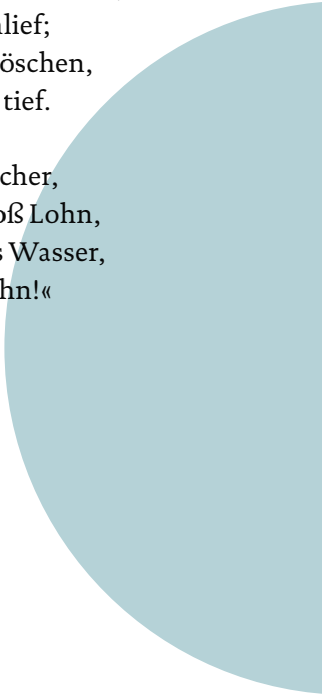
Es waren zwei Königskinder

Es waren zwei Königskinder,
die hatten einander so lieb,
sie konnten beisammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief.

»Ach Schätzchen, könntest du schwimmen,
so schwimm doch herüber zu mir!
Drei Kerzchen will ich anzünden,
und die solln leuchten zu dir.«

Das hört' ein falsches Nönnchen,
die tat, als wenn sie schlief;
sie tät die Kerzlein auslöschen,
der Jüngling ertrank so tief.

»Ach Fischer, lieber Fischer,
willst dir verdienen groß Lohn,
so senk deine Netze ins Wasser,
fisch mir den Königssohn!«



Er warf das Netz ins Wasser,
es ging bis auf den Grund.
Der erste Fisch, den er fischt,
das war sich des Königs Sohn.

Sie fasst ihn in ihre Arme
und küsst seinen toten Mund:
»Ach Mündelein, könntest du sprechen,
so wär mein jung Herze gesund!«

Sie schwang sich um ihren Mantel
und sprang wohl in die See:
»Gut Nacht, mein Vater und Mutter,
ihr seht mich nimmermehr.«

Da hört man Glocken läuten,
da hört man Jammer und Not:
Hier liegen zwei Königskinder,
die sind alle beide tot.

Was genau bewegt uns so an den „Königskindern“? Das scheinbar unüberbrückbare, „viel zu tiefe Wasser“ zwischen zwei Liebenden? Der Mut des Jünglings, dieses Wasser im Dunkeln zu durchqueren, um seiner Geliebten näher sein zu können? Die Arglist der Wirklichkeit, die dieses Unterfangen so vergeblich macht? Oder die unbeugsame Liebe der Verlassenen, die selbst den Tod als Weg der Vereinigung nicht scheut?

Schon im antiken Griechenland durchschwamm Leander allnächtlich den Hellespont, um Hero, seiner Geliebten und Priesterin der Aphrodite, nah sein zu können. In der von Ovid überlieferten Sage entzündete Hero in einem Turm eine Fackel, um ihm den Weg zu weisen. Eines Nachts löschte ein Sturm dieses Feuer, der Geliebte verirrte sich und ertrank. Als Hero vom Turm aus den Toten am Ufer entdeckte, stürzte sie sich selbst in den Tod.

Auch wenn die Königskinderballade als Paradebeispiel für altüberliefertes Liedgut gilt, führen ihre Spuren nicht linear durch Zeit und Raum. Für uns „hatten sie einander so lieb“, doch noch im 16. Jahrhundert schrieb er ihr nur „herüber ein freundlichen gruß“. Mal waren es Königskinder, mal „ein edler Herr“ und eine „Junckfraw“ (16. Jhd.) und den früheren Überlieferungen ging es gar nicht um die Liebe selbst, sondern mehr um den Konflikt zwischen Mutter und Tochter, die ihre Gefühle nicht ernst genommen sieht („Ach Mutter, liebste Mutter“).

Was reizt uns also so an der hoch-romantischen, adligen Version? Vielleicht ist es das Mysterium von „Amors heil'ger Göttermacht“, die schon Schiller so an Hero und Leander faszinierte und erschauern ließ:
„Und die süße Frucht der Liebe / Hing am Abgrund der Gefahr.“

Türkische Weltliteratur

Gerrit Wustmann

„Wer Bücher liest, schaut in die Welt, und nicht nur bis zum Zaune“, schrieb Goethe. Das Zitat prangt an einer Wand der deutschen Buchhandlung in Istanbul unweit des Taksim-Platzes. Die Türkei ist nicht gerade eine Nation der Leser, das Buchgeschäft läuft schleppend. Auch wenn man darauf in Istanbul angesichts der Dichte an Buchhandlungen und Antiquariaten erstmal nicht kommt. Aber die Türkei ist trotzdem eine Literaturnation. Sie hat große Schriftsteller hervorgebracht: Yunus Emre, Nazim Hikmet, Yasar Kemal, Nobelpreisträger Orhan Pamuk oder auch den türkischen James Joyce, Oguz Atay. Dessen monumentaler Roman „Die Haltlosen“ galt über Jahrzehnte als unübersetzbar, bis der kleine Berliner binooki Verlag und Übersetzer Johannes Neuner ihn sich vornahmen. Die deutsche Fassung erschien 2016. Weltliteratur ist das.

Unterm Strich kommt nur sehr wenig türkische Literatur in Deutschland an – ein Schicksal, das auch Bücher zahlloser anderer Nationen außerhalb der westlichen Hemisphäre trifft. Zwar wird hierzulande vergleichsweise viel gelesen. Das meiste aber kommt aus den USA, England, Frankreich, Skandinavien. Ob es das ist, was Goethe mit dem Blick in die Welt gemeint hat, darf bezweifelt werden. Er befasste sich intensiv mit dem persischen Klassiker Hafis, setzte ihm im „West-östlichen Divan“ ein lyrisches Denkmal. Die Sprache des Koran begeisterte ihn. Man muss dazu anmerken: Das war in einer Zeit, als das, was gemeinhin vereinfachend „Orient“ genannt wird, heillos romantisiert wurde, während nur wenige die Region bereisen und ungefilterte Eindrücke sammeln konnten. Goethe dürfte das bewusst gewesen sein, vielen seiner Zeitgenossen nicht.

Bis heute haben wir es bei dem Thema vor allem mit Klischees zu tun, von denen die meisten mit der Realität eher wenig zu tun haben. Literatur kann diese Klischees aufbrechen. Doch dafür muss sie wahrgenommen werden. „Deutsche machen Urlaub in der Türkei, interessieren sich aber nicht für türkische Literatur“, beschrieb mein Kollege Stefan Weidner einmal das Dilemma. Tatsächlich sind die Auflagen von Übersetzungen aus dem Türkischen meist niedrig, das Interesse begrenzt. Auch heute, wo die Türkei mediales Dauerthema ist. Das ist zutiefst bedauerlich. Denn der herbeigeredete Culture-Clash, die weltweit erstarkenden Nationalismen und auch die Rechtsradikalen, die nun im Bundestag sitzen, sind das Ergebnis von Desinteresse, Ignoranz, Unwissen. Sie hätten keine Chance, wenn der interkulturelle Austausch auch über die Kulturszenen hinweg intensiver wäre.

„Erwachsen werden nur die, die im Leben Halt gefunden haben“, schrieb Oguz Atay. Aber kann es so etwas wie Halt überhaupt je geben? Oder ist das eine Illusion? In ihrem Roman „Der Fall Ibrahim“ erzählt die Istanbuler Autorin Gaye Boralioğlu von einem Menschen, der verschwunden ist, und den jeder, der ihm begegnete, anders wahrgenommen hat. In den Augen der anderen bleibt er ein Mysterium. Geht es nicht jedem von uns so, sind wir nicht alle Haltlose? Ich stelle diese Fragen, weil ich sie mir beständig selbst stelle. Istanbul gab mir über Jahre hinweg ein Gefühl von Halt, von Heimat, ebenso sehr wie meine Geburtsstadt Köln. Zugleich konnte ich mich in beiden Städten unendlich verloren fühlen, einsam, verzweifelt, verwirrt. Konstanten Halt fand ich seit jeher nur in der Literatur. Nicht, weil sie Antworten bereithielt. Sondern weil sie die richtigen Fragen stellte.

Was mich in der Türkei ratlos zurückließ, fand ich gespiegelt in den Texten türkischer Autoren. Nun mag es stimmen, dass die Literatur eines Landes sich dem Leser eher erschließt, wenn er das Land kennt. Wenn er Anknüpfungspunkte hat, an Handlungsorten schon mal gewesen ist, den Klang der Sprache verinnerlicht hat. Andererseits lese ich auch alles, was ich von arabischen Dichtern in die Finger kriege, war aber noch nie in einem arabischen Land. Leider, muss ich anfügen. Syrien, diese vielfältige Kulturnation, hätte ich gerne kennengelernt, doch nun weiß ich nicht, ob das zu meiner Lebzeit noch möglich sein wird. Was mir bleibt, sind die wenigen syrischen Autoren, die ins Deutsche übersetzt werden.

Im Gegensatz zu den großen Publikumsverlagen, die ständig im Zugzwang sind, den Marktinteressen und kurzlebigen Trends hinterherzuecheln, können spezialisierte Kleinverlage entspannter arbeiten. Zwar haben sie es meist wirtschaftlich schwer, handeln oft als engagierte, idealistische Einzelkämpfer. Doch sie halten das hoch, was noch vor zwanzig, dreißig Jahren in der Buchbranche zum guten Ton gehörte, und sei es nur zur Imagepflege: Sie publizieren Lyrik (womit sich in Deutschland absolut kein Geld verdienen lässt) oder eben auch Abseitiges, Experimentelles sowie Literatur aus Ländern, die aufgrund der vorherrschenden eurozentristischen Perspektive im Kulturbetrieb nicht ernstgenommen werden. Dabei wissen wir doch: Die Bestseller von heute sind morgen in der Regel vergessen, während das, was unter dem Radar läuft, eher Chancen hat, in einigen Jahrzehnten in den Kanon aufgenommen zu werden. Auch Goethe gehörte seinerzeit nicht zu den populärsten Autoren. Viele, die heute als Klassiker gelten, fristeten

ein Leben am sprichwörtlichen Hungertuch.

Wenn Selma Wels und Inci Bürhaniye die Bücher für ihren binooki Verlag also als erstes nach ihrem persönlichen Geschmack auswählen, machen sie damit vieles richtig. Denn sie haben ein immenses Gespür für gute Texte, für Literatur, die uns etwas zu sagen hat, die sich zu lesen lohnt. Mit Emrah Serbes und Alper Canigüz haben sie gleich zwei der jungen Wilden der Istanbuler Literaturszene im Programm, und mit der Atay-Übersetzung haben sie einen Mut bewiesen, den nicht einmal der Unionsverlag mit seiner durch Fördergelder eindrucksvoll gepolsterten Türkischen Bibliothek bewies. Selma und Inci bringen etwas mit, das selten geworden ist: Begeisterung. Liebe. Enthusiasmus. So habe ich die beiden kennengelernt, im Literaturhaus Stuttgart, im Herbst 2012.

Was sie für die Literatur leisten ist vergleichbar mit dem, was jene für Istanbul leisteten, die im Sommer 2013 begannen, die Treppen der Innenstadt in Regenbogenfarben zu bemalen. Sie helfen, einen neuen Blickwinkel einzunehmen, Stimmen über Grenzen zu tragen und hörbar zu machen. Es sind wichtige Stimmen. Heute mehr denn je. „Wer Bücher liest, schaut in die Welt, und nicht nur bis zum Zaune“, schrieb Goethe.

Sie konnten beisammen nicht kommen

Am 7. Mai 2017 wurden die beiden Schwestern und Verlegerinnen Inci Bürhaniye und Selma Wels im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg mit dem KAIROS-Preis 2017 ausgezeichnet. 2011 gründeten sie in Berlin den binooki Verlag, der sich auf die Übersetzung zeitgenössischer türkischer Autoren spezialisiert hat. Den Verlegerinnen ist es wichtig, einer modernen urbanen türkischen Literatur eine deutsche Stimme zu geben, ohne dabei altbekannte Stereotype zu bedienen. Das Verlagsmotto „Achtung! Klischeefreie Zone“ ist deshalb nicht nur Behauptung, sondern ein Anspruch, dem sie mit jeder Publikation gerecht werden wollen.

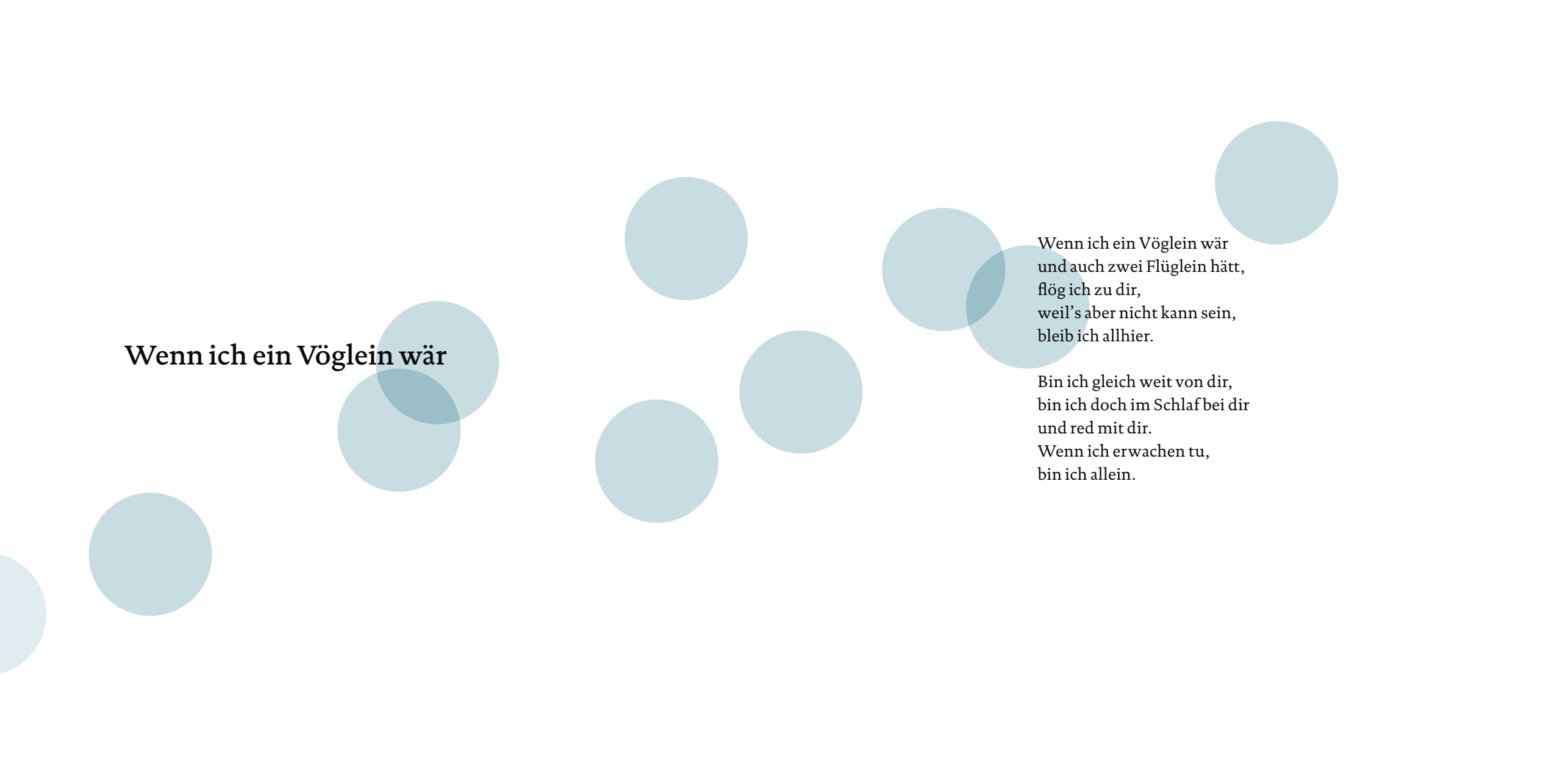
Die Gründung des binooki Verlages erforderte unternehmerischen Mut und Pioniergeist. Mit der deutschlandweit einzigartigen Fokussierung auf die Übersetzung junger türkischer Schriftsteller beweisen Inci Bürhaniye und Selma Wels Neugier und Risikofreude. Zugleich verbinden sie ihre persönliche Leidenschaft für Bücher mit einer engagierten Vermittlungsarbeit und leisten damit einen wertvollen individuellen Beitrag zum Kulturaustausch.

Als Brückenbauerinnen ermöglichen sie ein tieferes Verständnis für die Schönheit und Vielfalt der türkischen Kultur, plädieren für Besonnenheit im Umgang miteinander und stärken somit ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, welches angesichts der aktuellen Entwicklungen in der Türkei zusätz-

liche Relevanz erhält. Nicht zuletzt bedeutete der Preis so auch eine Anerkennung und Unterstützung für die türkischen Intellektuellen, Publizisten und Schriftsteller, die sich in einer Zeit der Repressalien und persönlichen Gefährdung zu Wort melden.

Der KAIROS-Preis wurde gestiftet, um zum rechten Augenblick herausragende Leistungen von Kulturschaffenden und Kulturinitiatoren in Europa zu würdigen. 2017 wurde er zum elften Mal verliehen.

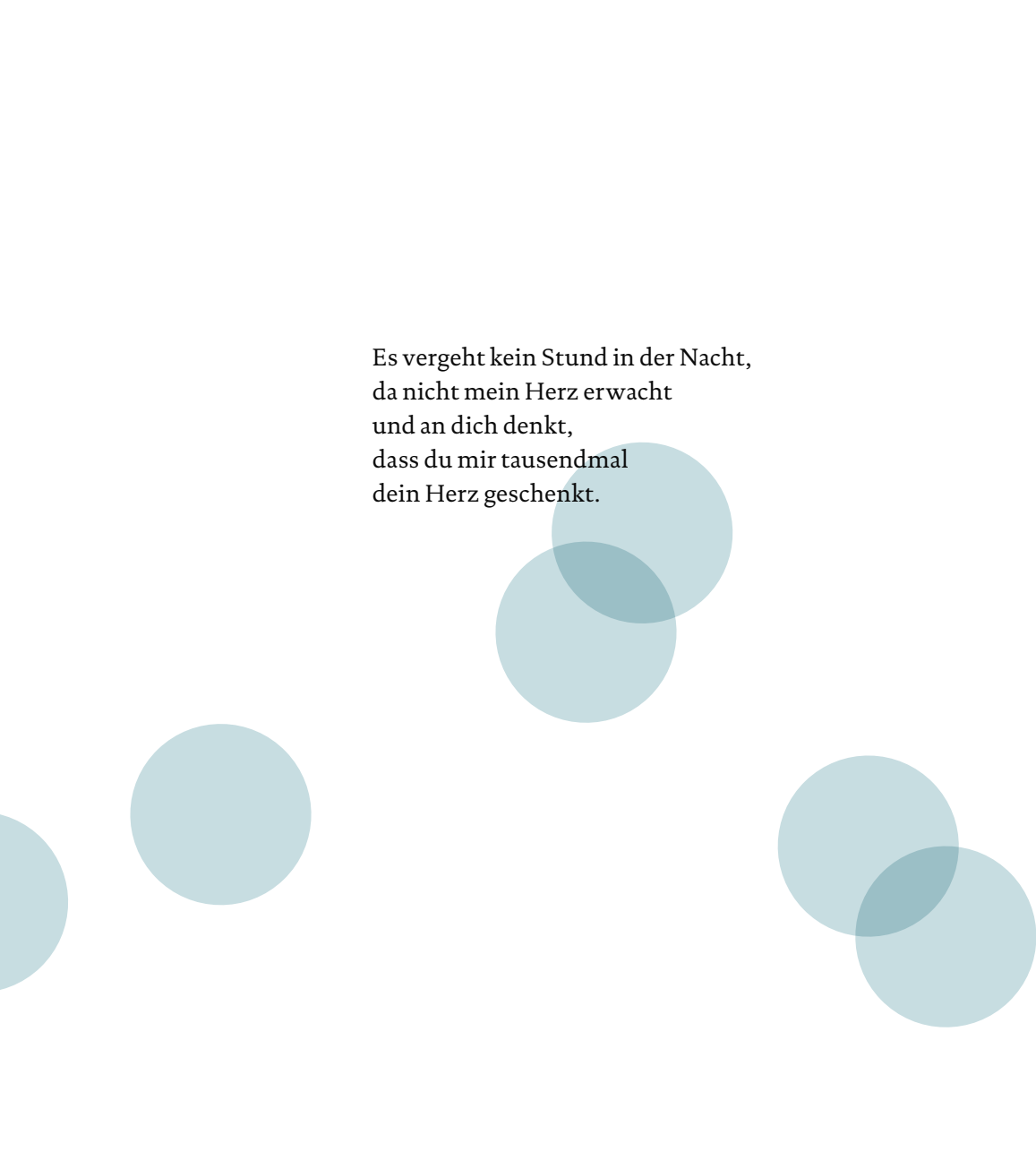
www.toepfer-stiftung.de/kairos-preis



Wenn ich ein Vöglein wär

Wenn ich ein Vöglein wär
und auch zwei Flüglein hätt,
flög ich zu dir,
weil's aber nicht kann sein,
bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
bin ich doch im Schlaf bei dir
und red mit dir.
Wenn ich erwachen tu,
bin ich allein.



Es vergeht kein Stund in der Nacht,
da nicht mein Herz erwacht
und an dich denkt,
dass du mir tausendmal
dein Herz geschenkt.

Ein volkstümlich-romantisches Sehnsuchtsmotiv, das dem Zeitgeist des späten 18. Jahrhunderts entspringt, als halb Europa im Werther-Fieber schwelgt. Das mag man denken – aber das Motiv ist schon älter. Das vermutlich aus der Schweiz stammende Lied tauchte 1756 in einer sogenannten Liedflugschrift mit dem Titel „Vier weltliche schöne Lieder“ auf und manche führen es bis in die Barockzeit zurück, dieses Dokument kreisender Gedanken, an eine oder einen, den man vermisst.

Seine endgültige, auch heute noch geläufige Gestalt gab dem Text aber Johan Gottfried Herder. Seine Version landete 1806 in der epochalen Volksliedtext-Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ von Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Aus dieser Fassung entwickelten sich die Varianten, je nach Region, humoristischer Laune oder erzählerischer Motivation. Es entwickelten sich sogar andere Medien, Postkarten, begleitende Genres: Zum ersten Mal in gedruckter Form taucht die uns bekannte Version bei „Liebe und Treue“ auf, einem „Liederspiel in einem Aufzuge nach Melodien von Johann Friedrich Reichard“. Dort hat das „Schweizervolkslied“ eine dramaturgisch wichtige Rolle auf dem Weg zum Happy End.

Auch Christin Claas hält sich nicht genau an Herders Fassung, sie tauscht die Strophen, streut Text aus einer der unzähligen Varianten ein, die im 19. Jahrhundert entstanden sind. Ihre Interpretation betont nicht die schroffe Erkenntnis des Hier-und-Alleine-Seins. Vielmehr schöpfen Gesang und Instrumentalbegleitung aus dem Gedenken an den Liebsten eine vergnügte, heimliche Beschwingtheit, wirbeln luftig hin und her und kommen dem Fliegen damit so nahe wie es nur geht.

Fliegen lernen

Ein Traum von Delphine Avion

Ich komme aus Togo, bin 42 Jahre alt, verheiratet und habe drei wunderbare Töchter. Seit zwei Jahren bin ich als „Nachbarschaftsmutter“ in meinem Stadtviertel Hohenhorst tätig, zusammen mit 22 anderen Frauen. Wir kommen aus 8 verschiedenen Ländern und sprechen insgesamt 16 Sprachen. Nachbarschaftsmütter begleiten andere Familien bei Behördengängen, bei Problemen ihrer Kinder in Kindergarten und Schule und im Alltag.

Mein Mann ist zunächst alleine nach Deutschland gegangen, ich bin ihm dann 2004 gefolgt. Er arbeitet als OP-Pfleger und Assistent in einer Klinik in Hamburg. In meinen ersten Jahren in Deutschland fühlte ich mich oft allein gelassen, war niedergeschlagen und konnte nicht arbeiten. Deshalb freue ich mich sehr für die Familien, dass sie heute so viel Hilfe und Unterstützung bekommen. Als Nachbarschaftsmutter kann ich ihnen etwas geben und fühle mich mit ihnen verbunden. Ich bin stolz darauf, dass ich gebraucht werde, dass ich helfen kann. Eine größere Motivation kann es für mich gar nicht geben.

Die Erfahrung von Einsamkeit war neu für mich, denn in meiner Heimat war ich immer von meiner Familie und anderen Menschen umgeben. Mittlerweile habe ich aber meinen Platz hier in Hamburg gefunden. Ich bin endlich angekommen. Einen Traum habe ich dennoch: Endlich einmal von der Plaza der Elbphilharmonie über die Stadt schauen zu können. Ich finde Hamburg so schön. Viele Familien aus meinem Viertel würden gerne einmal in die Hafencity fahren. Einige von ihnen haben noch nie den Hamburger

Hafen oder den Michel gesehen. Aber allein schon die Fahrt mit der S-Bahn in die Innenstadt würde zu viel kosten. Also „wenn wir Vöglein wären“, dann wäre das schon ziemlich praktisch – wer Flügel hat, braucht kein HVV-Ticket.

Wichtiger als meine eigenen Träume sind aber die meiner Kinder. Ich wünsche meinen drei Mädchen, dass sie „fliegen“ lernen und ihre Träume verwirklichen.

Das Gespräch mit Delphine Avion wurde aufgezeichnet und protokolliert.

Und auch zwei Flüglein hätt

Das Projekt „Nachbarschaftsmütter Hohenhorst“ arbeitet in Kooperation mit dem Programm „heimspiel“, das 2012 von der Toepfer Stiftung und der Joachim Herz Stiftung initiiert wurde und über einen Zeitraum von zehn Jahren gefördert wird – 2017 war sozusagen Halbzeit.

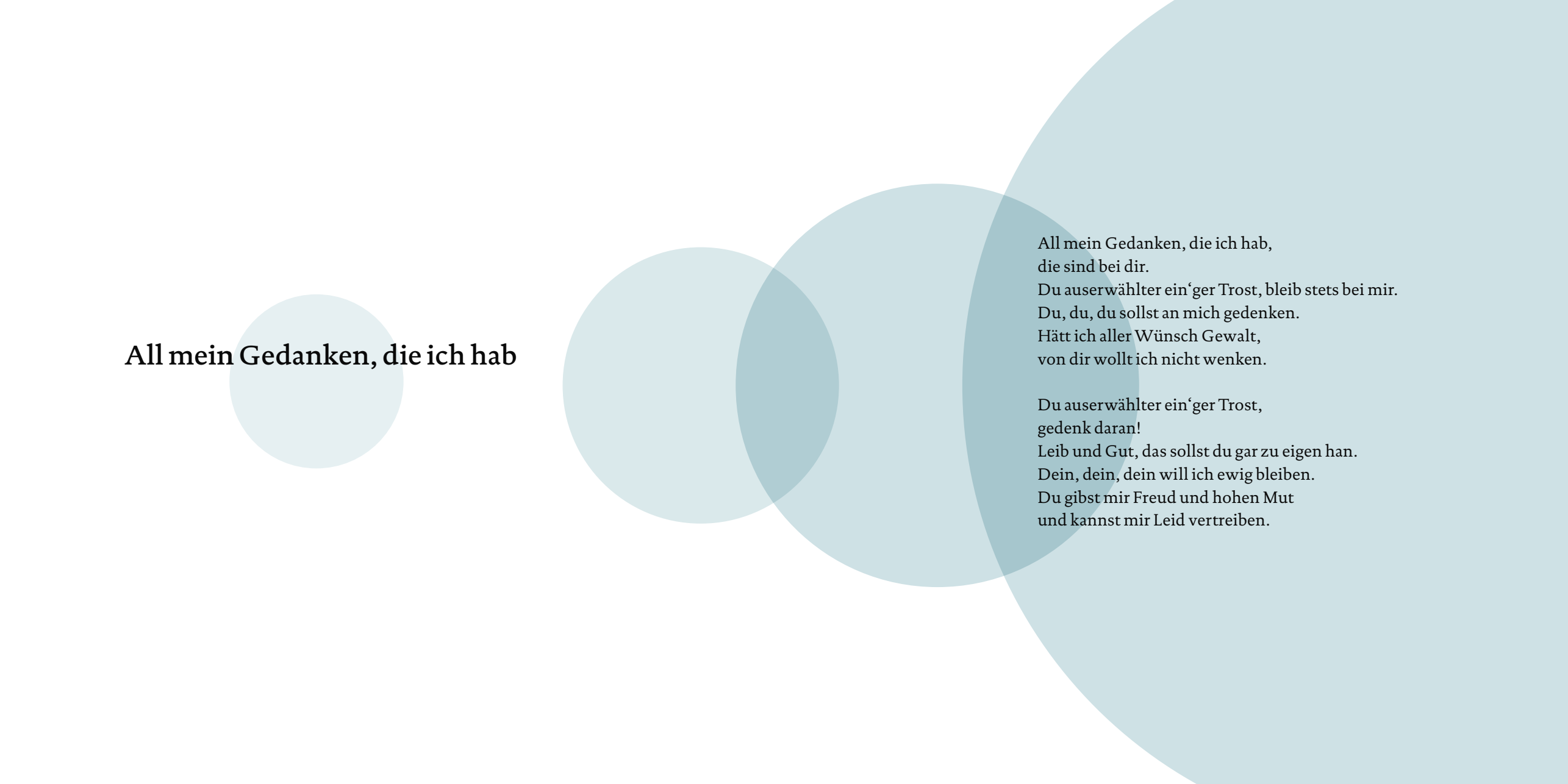
Hohenhorst im Hamburger Stadtteil Wandsbek ist geprägt von überdurchschnittlich hohen sozialen Problemlagen und der höchsten Arbeitslosenrate bei Jungerwachsenen in Hamburg. Ein Großteil der Bewohner ist betroffen von Arbeitslosigkeit, Armut, Schulden, beengten Wohnverhältnissen und Bildungsferne. Der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund liegt bei etwa 50 Prozent und wird durch den zu erwartenden Zuzug von Geflüchteten noch steigen.

Gemeinsam mit den umliegenden Schulen und Kindertagesstätten arbeiten die Nachbarschaftsmütter daran, Eltern zu motivieren, sich an den Entwicklungs- und Bildungsprozessen ihrer Kinder stärker zu beteiligen. Die bisher ausgebildeten Frauen, zu denen auch Delphine Avion zählt, bieten in Sprechstunden an den Schulen Informationsgespräche für Eltern an, helfen beim Übersetzen und aktivieren andere Eltern ihrer Community auch bei privaten Treffen dazu, sich in das Schulleben ihrer Kinder einzubringen.

Den Frauen ist es gelungen, über die Grenzen ihrer unterschiedlichen Nationalitäten hinweg, miteinander in Kontakt zu treten, Deutsch zu sprechen und freundschaftliche Verbindungen aufzubauen. In diesem Zusammenhang sehen sie sich als Vorbild und Botschafterinnen für das Gelingen von Integration in ihrem Stadtteil. Sie erfahren Anerkennung, Wertschätzung und Dankbarkeit durch die Hilfesuchenden und durch die Institutionen, von denen die Frauen sehr häufig als Sprachmittlerinnen angefragt werden, um Familien zu informieren, zu Schulen, Behörden und Ärzten zu begleiten und alltagspraktische Unterstützung in der Muttersprache anzubieten.

Das ehrenamtliche Engagement als Nachbarschaftsmutter hat einen spürbar positiven Einfluss auf die eigene Persönlichkeitsentwicklung der Frauen. Sie übernehmen Verantwortung für die Gestaltung ihres eigenen Lebens und erhalten durch die gezahlte Aufwandsentschädigung eine „Mitverdiener-Rolle“ innerhalb ihrer Familie.

www.toepfer-stiftung.de/heimspiel



All mein Gedanken, die ich hab

All mein Gedanken, die ich hab,
die sind bei dir.

Du auserwählter ein'ger Trost, bleib stets bei mir.
Du, du, du sollst an mich gedenken.
Hätt ich aller Wünsch Gewalt,
von dir wollt ich nicht wenken.

Du auserwählter ein'ger Trost,
gedenk daran!
Leib und Gut, das sollst du gar zu eigen han.
Dein, dein, dein will ich ewig bleiben.
Du gibst mir Freud und hohen Mut
und kannst mir Leid vertreiben.

Die Allerliebste und Minniglich,
die ist so zart.

Ihresgleich in allem Reich
findt man hart.

Bei, bei, bei ihr ist kein Verlangen,
da ich nun von ihr scheiden sollt,
da hätte sie mich umfassen.

Die werte Rein, die ward sehr wein, n,
do das geschah.

Du bist mein und ich bin dein,
sie traurig sprach.

Wann, wann, wann ich soll von dir weichen,
ich nie erkannt, noch nimmermehr
erkenn ich deinesgleichen.

„... die sind bei dir. Du auserwählter ein'ger Trost, bleib stets bei mir.“ Da hat man gerade noch eine innige Zeit mit der Liebsten am Hofe des Burgherrn verbracht, schon wird man dazu abbestellt, in den Krieg zu ziehen. Es gilt den ritterlichen Eid zu wahren und die Burg zu verteidigen. Im Mittelalter sind auf diesem Weg wohl viele Liebende mal mehr, mal weniger brutal entzweit worden. Daher scheint uns das als Dialog zwischen Ritter und Burgfräulein gestaltete Lied „All mein Gedanken, die ich hab“ direkt in die schmerzliche Romantik einer Abschiedsszenerie versetzen zu wollen.

Erstmals schriftlich dokumentiert im „Lochheimer Liederbuch“ von 1460, durchläuft das Lied einen wechselhaften Veröffentlichungs- und Rezeptionsprozess – ähnlich den Launen der Liebe. Mal als „leere Phrasen“ verurteilt, mal als „eines der schönsten“ Liebeslieder angepriesen, wird es zunächst Teil des Kanons – den von Max Friedländer herausgegebenen „Hundert deutschen Volksliedern“ (1886). Später wird es dann durch die aktive Rezeption in der Jugend- und Wandervogelbewegung zu Anfang des 20. Jahrhunderts populär gemacht.

„Was du liebst, lass frei“. Ähnlich diesem Motto verhalten sich wohl auch der Ritter und seine Geliebte im Liedtext. Leider hatten diese Worte im Mittelalter meist eine drastischere Bedeutung inne als in der modernen Zeit – war es doch damals stets ungewiss, ob mit einer Rückkehr des Ritters gerechnet werden konnte oder ob es am Ende nur die Gedanken waren, die blieben.

Dic cur hic?

Sigrid Harendza

Dic cur hic? Ein Buchstabensalat? Klingt wie Küchenlatein – ist aber keins. „Sag, warum hier?“ wäre die wörtliche Übersetzung, die wahrscheinlich schon die volle Punktzahl brächte. „Sag, warum du hier bist“ entspräche eher der Übersetzung, die das Ziel der Frage besser auf den Punkt bringt. „Dic cur hic?“ ist nicht nur eine dem vor gut vierhundert Jahren geborenen deutschen Politiker und Pädagogen Johann Michael Moscherosch zugeschriebene humanistische Leitfrage, die der Leitspruch des Joachims-thalischen Gymnasiums wurde. Nein. Jeder, der studiert, und jede, die an einer Hochschule arbeitet, egal in welchem Fach oder Bereich, sollte sie sich wenigstens einmal oder besser immer wieder stellen.

Wenn Sie bis hierhin gelesen haben, habe ich didaktisch schon mal einiges richtig gemacht. Sie sind neugierig geworden und möchten etwas lernen. Ob und was ich Sie lehren möchte, spielt dabei allerdings auch eine Rolle. Wenn beides zusammenpasst, Sie also Lust haben zu lernen, was ich Sie lehren möchte, dann erleben wir gemeinsam gerade eine Sternstunde der Hochschullehre. Guided Discovery nennen die Kollegen aus englischsprachigen Ländern diesen Prozess – einen didaktischen Kniff, der das Lernen und Erinnern unterstützt und von dem, der lehrt, einen Perspektivwechsel erfordert. Ich verpacke das, von dem ich möchte, dass Sie es lernen, so, dass Sie etwas entdecken möchten, von dem Sie glauben, dass es Sie interessiert. Dass Sie etwas lernen werden, kann durch diesen Prozess fast nicht mehr verhindert werden. Die emotionale Verknüpfung wirkt, ob Sie wollen oder nicht.

Ein Beispiel: Einer meiner ehemaligen Lateinnachhilfeschüler löste gerne Rätsel, wollte aber nie Verbformen lernen. Für ihn habe ich mir damals

Kreuzworträtsel mit lateinischen Verbformen ausgedacht. Einige der Buchstaben der korrekt übersetzten Verbformen ergaben einen Lösungssatz. Der Junge wollte immer den Lösungssatz rauskriegen und hatte keine Ahnung, warum er – zur Freude seiner Mutter – in Latein bessere Noten schrieb. Ist Didaktik also nur eine miese List? Oh, nein!

Hier kommt wieder unsere Ausgangsfrage ins Spiel: Dic cur hic? Wenn ich studiere, dann muss ich mich fragen lassen dürfen: warum gerade diese Hochschule? Warum gerade dieses Fach? Anders als in der Schule habe ich mir das ja selbst ausgesucht. Als Hochschule darf ich erwarten, dass die Antwort mehr enthält als „Ich habe das Abitur geschafft.“ Hochschullehrende können meist sehr gut sagen, warum sie ihr Fach mögen. Aber warum denn eigentlich Lehre? Weil ich möchte, dass junge Menschen die gleiche Freude an meinem Fach haben, die ich erlebe? Weil ich mich daran freue, die Entwicklung junger Leute zu begleiten und zu fördern? Weil ich bewundert werden möchte? Weil ich schon immer allen zeigen wollte, dass ich das Fach am besten beherrsche und sowieso niemand verstehen kann, was ich sage?

Hochschulen gibt es nur, weil es Studierende gibt und wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn. Man kann entweder von einem Meister lernen, z.B. ein Instrument, und trotzdem besser werden als der Meister durch die eigene Entwicklung. Oder man findet sich in einer Umgebung, die forschendes und entdeckendes Lernen fördert, und bildet sich als Person und in einer Profession. Um Studierenden ein solches Umfeld zu bieten, in dem verschiedene Entwicklungen möglich sind, braucht es ein Zusammenspiel aller an der Hochschule beteiligten Akteure: der Lehrenden, der Leitungen und

der Didaktiker und Didaktikerinnen. Sie alle haben verschiedene Perspektiven auf die Hochschule und auf die Studierenden und ein gelegentlicher Perspektivwechsel kann festgefahrene Prozesse wieder in Schwung bringen.

Bloß weil Lernen „schon immer“ so funktioniert hat, dass jemand vorne steht, der alles weiß und dies anderen „vorliest“, muss das nicht richtig oder zeitgemäß sein. Schon Francisco de Goya zeigte dies im 18. Jahrhundert in seinem Capricho Nr. 37, auf dem ein großer Esel kleine Esel unterrichtet, indem er sie von einer Tafel Buchstaben ablesen lässt, mit der darunter stehenden Frage: Sollte nicht der Schüler mehr wissen? Mit dieser Darstellung übt Goya also nicht nur Kritik an den Lehrenden, sondern am gesamten Bildungssystem. Auf die Spitze getrieben wird diese Form des Lehrens in dem Video „Teaching a plant the alphabet“ des US-amerikanischen Künstlers John Baldessari aus dem Jahr 1972. In diesem Video versucht der Künstler, einer Zimmerpflanze durch das Vorhalten von Tafeln mit Buchstaben in Groß- und Kleinschrift und durch Vorlesen des jeweiligen Buchstabens diese Buchstaben beizubringen. Die Pflanze ist jedoch sehr offensichtlich nicht in der Lage die Buchstaben zu lernen und äußert auch kein Interesse daran. Das scheint den Lehrenden aber überhaupt nicht zu interessieren. Er macht einfach immer weiter mit seiner Lehrmethode.

Eine solche Lernkultur, in der die Studierenden das lernen sollen, was die Lehrenden schon wissen, ist Hochschulen nicht angemessen und hat wenig mit Bildung zu tun. Dic cur hic? Ich bin hier, an dieser Hochschule, weil ich meinen Beitrag dazu leisten möchte, dass Lernen gelingt, indem ich Interesse an Inhalten habe und mich anstrengte, Erkenntnisse zu gewinnen

(Studierende). Indem ich gute strategische und strukturelle Voraussetzungen für das Lernen schaffe (Leitungen). Indem ich empirisch basierte, wirksame didaktische Erkenntnisse des Lernens vermittele (Didaktikerinnen und Didaktiker) und indem ich echtes Interesse an der Entwicklung junger Menschen habe (Lehrende), die sich in einer Welt besser zurechtfinden sollen, von der ich keine Ahnung habe, wie diese genau aussehen wird. Wenn alle ihren jeweiligen, individuellen Teil der Verantwortung für das Lernen übernehmen, ist das schon alles, was nötig ist, damit der Kulturwandel an den Hochschulen gelingt und echtes Lernen und Streben nach gemeinsamer Erkenntnis möglich wird.

Das Bündnis Lehreⁿ hat sich formiert, um die Qualität der wissenschaftlichen Lehre an Universitäten und Fachhochschulen zu verbessern. Es vernetzt Lehrende, entwickelt zeitgemäße, effektive Lehrformen und behält den Transfer von der Theorie in die Praxis im Blick. Die Lehre ist eine tragende Säule der Hochschulen. Sie ist die Stabübergabe an eine nächste Generation. Lehre, Forschung und die selbstverwaltete Hochschulorganisation sollten gleichermaßen als Aufgaben wahrgenommen und wertgeschätzt werden. Deshalb ermöglicht Lehreⁿ engagierten Personen aus den Hochschulleitungen, aus der Lehre sowie aus Hochschulmanagement und -didaktik die Teilnahme bei den Programmen und baut verbindliche Austauschzirkel auf.

Das Lehreⁿ Dachprogramm bringt Rektoren, Dekane, Lehrende und Hochschuldidaktiker regelmäßig in den Austausch, um gemeinsame Ansätze für die systematische Stärkung der Lehre an den Hochschulen zu entwickeln. Das Lehreⁿ Fachprogramm begreift Lehrentwicklung als Aufgabe innerhalb einer Fachkultur und arbeitet an exemplarischen Herausforderungen zu Studienreformprojekten. Dabei konzentriert sich das Programm auf studierendenstarke Fächern und entwickelt fachbezogene Problemlösungen.

Erster Themenschwerpunkt 2013 war die Mathematik in der Ingenieurausbildung, die Programme 2015 und 2017 widmeten sich den Sprach-/Literatur- und Geschichtswissenschaften.

Gemeinsam mit Ratgebern aus den Hochschulen hat die Toepfer Stiftung 2010 mit Lehreⁿ als Pilotprojekt begonnen. Von 2012 bis 2016 wurde „Lehreⁿ – Das Bündnis für Hochschullehre“ als Gemeinschaftsinitiative der Alfred Toepfer Stiftung, der Joachim Herz Stiftung, der NORDMETALL-Stiftung, des Stifterverbands und der Volkswagen Stiftung aufgebaut. Es wurden Programmformate erprobt und mit wissenschaftlicher Begleitforschung durch das Institut für Wirtschaftspädagogik der Universität St. Gallen weiterentwickelt. Für den Zeitraum 2017 bis 2020 erhält Lehreⁿ eine Förderung vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie von Stiftungen und ist damit gemeinschaftlich gefördert aus privater und aus öffentlicher Hand. Lehreⁿ wird nun umgesetzt von der Toepfer Stiftung gGmbH, die 2017 gegründet wurde.

www.lehrehochsn.de



Der Mond ist aufgegangen

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun;
Laß uns einfältig werden
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod;
Und wenn Du uns genommen,
Laß uns in' Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen.
Und unsern kranken Nachbar auch!

„Das Abendlied“ – besser bekannt als „Der Mond ist aufgegangen“ – ist vielschichtig, jeder Blickwinkel lässt eine neue Interpretation zu. Weil es häufig auf die ersten drei Strophen verkürzt wird, ist die stimmungsmäßige Aufnahme wohl die häufigste, allzu reizvoll ist die Magie der Szenerie.

Doch vor allem in den letzten Strophen steckt noch viel mehr: Matthias Claudius, ihr Verfasser, war Theologe und Rechtswissenschaftler, er war Schriftsteller, Zeitungsherausgeber, hatte elf Kinder, hat den bayrischen Erbfolgekrieg und zahlreiches Leiden und Verluste miterlebt. Kurz: Er stand im Leben und verstand sich in der Religion. Sein „Abendlied“, 1779 zum ersten Mal herausgegeben, ist zugleich Weltbeschreibung, theologische Belehrung und Gebet.

Der Kern seiner Botschaft scheint zeitlos zu sein und findet sich in allen mystischen Weisheitstraditionen der Welt: Das, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, ist nie die ganze Wahrheit; je ambitionierter wir versuchen, mit Gedanken („Luftgespinsten“) und Aktivitäten („Künste“) Gott zu erkennen, umso weiter entfernen wir uns von ihm – kurz: Das Göttliche ist nur jenseits äußerer Erscheinungen und unseres Egos zu finden.

Auch seinen Vorschlag für ein gelungenes Leben – „wie Kinder fromm und fröhlich sein“ kennen wir aus der Bibel: „Wer nicht das Reich Gottes annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen“ (Lk 18,17). „Lass uns einfältig werden“, ist sein Ersehnen und damit meint er wohl kaum die Dummheit – sondern vielmehr: auf das Wesentliche im Hier und Jetzt fokussiert zu sein, weder zerstreut, noch in Gedanken verloren.

„Die meisten sind einfach froh,
dass sie gesehen werden.“

Interview mit Jürgen Pfeuffer, Ehrenamtlicher beim Mitternachtsbus

Seit wann engagieren Sie sich beim Mitternachtsbus als Ehrenamtlicher und was machen Sie sonst?

Jürgen Pfeuffer: Ich bin 52 Jahre alt, studierter Lebensmitteltechniker und Leiter der Qualitätssicherung in einem Import- und Vertriebsunternehmen der Frischfruchtbranche in Hamburg. Seit Oktober 2014 bin ich beim Mitternachtsbus dabei. Der Bus fährt jeden Abend – auch an Feiertagen – durch die Hamburger Innenstadt, um Obdachlose mit Kaffee, Tee, Broten, Decken und warmer Kleidung zu versorgen. Ich war früher zehn Jahre beim Roten Kreuz, auch ehrenamtlich. Habe dann aber aufgrund eines Umzugs die Tätigkeit dort aufgeben müssen, und als ich hier in Hamburg angekommen bin, dachte ich mir: Ich muss und will wieder etwas Ehrenamtliches machen.

Wie sind Sie auf den Mitternachtsbus gekommen? Warum das Thema Obdachlosigkeit – Sie könnten sich ja auch in vielen anderen Bereichen engagieren.

Ich hatte im Fernsehen einen Bericht über den Mitternachtsbus gesehen. Ich kannte das Projekt vorher nicht. Mich ließ das dann irgendwie nicht mehr los. Weil man durch die Stadt geht und diese Menschen jeden Tag sieht – aber eben vor allem übersieht. Ich wollte und konnte dann nicht mehr wegsehen, habe mich mit der Projektleitung in Verbindung gesetzt – und bin geblieben. Die Arbeit im Mitternachtsbus ist etwas ganz Besonderes, weil ich mich dort mit Menschen auseinandersetze, die ich sonst (unbewusst) ignoriert habe. Das erdet und man gewinnt den Blick fürs Wesentliche zurück. Plötzlich weiß man wieder, was wirklich wichtig ist. Gleichzeitig ist es zeitlich keine Überforderung: Man ist einmal im Monat dabei.

Gibt es so viele Ehrenamtliche?

Es gibt 28 Teams mit jeweils 4 Personen. Die Teams bleiben fest, so dass man gut im Voraus planen kann und genau weiß, wann man dran ist. Die Arbeit eignet sich also für Menschen, die helfen möchten, aber nicht so viel Zeit haben, um sich jede Woche zu engagieren. Es sind ja viele Berufstätige beim Mitternachtsbus dabei, und man darf nicht vergessen, dass man bis in die Nacht zu tun hat und am nächsten Tag wieder früh aufstehen muss.

Der Name Mitternachtsbus suggeriert tatsächlich, dass man erst nachts startet. Wann genau fahren Sie denn los?

Wir fahren schon etwa 20.00 Uhr los. Der Bus parkt an unserem Lager. Wir fahren dann zu einem Bäcker, der uns nicht verkaufte Ware spendet, dann weiter zur Bahnhofsmission. Dort gibt es manchmal auch Spenden von Firmen, die in der Wandelhalle ansässig sind. Danach fahren wir zum zweiten Bäcker am Jungfernstieg und gegen 20.30 Uhr sind wir bereit und können die ersten Stellen anfahren. Unsere Gäste warten dann bereits schon auf uns. Sie wissen genau, wann der Bus kommt. Wir reden von Gästen, weil jeder, der an den Mitternachtsbus kommt, unser Gast ist, egal ob obdachlos oder nicht. Es gibt ja auch Menschen, die auf der Straße sind, aber ein Obdach haben, deren soziales Umfeld sich aber dennoch draußen befindet.

Ist das akzeptabel für Sie, dass auch Menschen von Ihrem Engagement profitieren, die nicht obdachlos sind?

Ja, das ist für mich völlig okay. Niemand wird gefragt „Wo kommst du her? Wieso bist du am Bus?“ Jeder der an den Bus kommt, erhält etwas zu essen und zu trinken. Wir lassen die Gäste auch spüren, dass jemand da ist, mit dem sie reden können. Wir sprechen sie an, fragen, wie es ihnen geht. Die meisten sind einfach froh, dass sie gesehen, dass sie als Menschen wahrgenommen werden.

Reichen denn die Vorräte immer oder gibt es auch mal Engpässe?

Und mal ganz praktisch gefragt: Wo kochen Sie eigentlich Kaffee und Tee?

In der Regel reichen die Vorräte. Wir sehen anhand der Tourenprotokolle, wie viele Gäste am Vortag da waren. Dadurch hat man eine gute Zahl, mit der man arbeiten kann. Und falls es doch mal nicht reicht, wird eben auch mal ein Brötchen in der Mitte durchgeschnitten. Was die Getränke betrifft: Wir erhitzen im Lager Wasser und bringen dies in Thermen in den Bus. Auf der Tour fragen wir die Gäste, was sie möchten und dann wird das Getränk frisch zubereitet – quasi auf Bestellung.

Hatten Sie, bevor sie beim Mitternachtsbus mitgefahren sind, Vorurteile gegenüber Obdachlosen?

Ja, ich hatte die gängigen Vorurteile, wie: Niemand muss doch in Deutschland auf der Straße leben, es gibt doch Sozialhilfe. Aber man wird ja nicht unvorbereitet auf die Gäste losgelassen. Man muss eine Schulung besuchen, wo man

mit der Frage konfrontiert wird: Wieso bist du hier und was sind deine Vorurteile? Und dann erfährt man etwas über die verschiedenen Schicksale, über diverse Gründe für Obdachlosigkeit und bemerkt plötzlich: Das könnte mir möglicherweise auch passieren. Dadurch wächst das Verständnis für die Leute. Und man erweitert eben auch seinen bislang beengten Horizont.

Gibt es auch Menschen, die einfach mal mitfahren wollen, ohne gleich fester Teil eines Teams zu werden?

Ja, es gibt auch immer mal „Gasthelfer“. Zum Beispiel Sozialarbeiter aus anderen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Oder Hamburger Politiker, die sich die Arbeit beim Mitternachtsbus mal anschauen wollen. Es ist ja auch in unserem Interesse, wenn der Bus öffentlich wahrgenommen wird, denn das Projekt finanziert sich komplett aus Spenden.

Erleben Sie auch Momente der Überforderung?

Ab und zu gibt es gesundheitliche Notfälle und auch Ansätze von Aggression unter den Gästen. Aber es gibt ja spezielle Einrichtungen, die sich um die Gesundheit Obdachloser kümmern. Und wenn es um das Thema Gewalt geht, rufen wir die Polizei. Wir sind keine Streitschlichter. Unser Eigenschutz steht an erster Stelle. Dennoch sind das Ausnahmen. Und das, was in Erinnerung bleibt, sind nicht die seltenen Notfälle, sondern Erlebnisse, wie sie ein Kollege hatte, dem an Heiligabend plötzlich ein Gast „Stille Nacht“ auf einer alten Blockflöte vorgespielt hat. In diesen Augenblicken wird klar: Wir geben einen kleinen Teil unserer Freizeit – und bekommen viel mehr zurück.

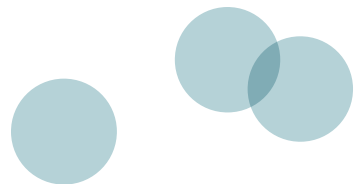
Der Hamburger Max-Brauer-Preis 2016 wurde am 7. September 2016 an das Team des Mitternachtsbusses verliehen. Seit 1996 fährt der Mitternachtsbus der Diakonie jeden Abend zu den Schlafplätzen obdachloser Menschen in der Hamburger Innenstadt und verteilt heiße Getränke, Lebensmittel, Isomatten und Decken.

Neben dieser Grundversorgung geht es vor allem um den Kontakt und die Zuwendung zu den Menschen, die in der Öffentlichkeit leben, mit denen aber kaum jemand spricht. Auf jeder Tour werden bis zu 180 Menschen erreicht. Die Lebensader des Mitternachtsbusses sind die Ehrenamtlichen: Etwa 140 Menschen sind zurzeit im Team engagiert; die Altersspanne reicht von Anfang 20 bis Mitte 70 und auch die beruflichen Hintergründe sind vielfältig. Koordiniert wird das Projekt von zwei hauptamtlichen Projektleiterinnen.

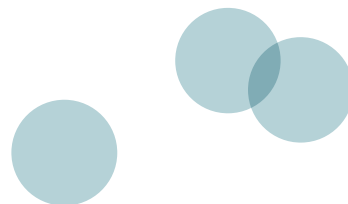
2017 ging der Max-Brauer-Preis an zwei Stadtteilkulturzentren im Hamburger Osten, die seit Jahrzehnten unschätzbare kreative Arbeit für ihr Umfeld und darüber hinaus leisten: an das Kulturzentrum LOLA in Lohbrügge und den Kultur Palast in Billstedt. LOLA ist zum bekanntesten Kulturanbieter in Bergedorf und Umgebung avanciert und wendet sich mit diversen Angeboten aus Kultur, Bildung und Freizeit an bestehende wie neue Nutzergruppen. Seit nunmehr 25 Jahren leistet LOLA kulturelle und soziale Arbeit für den Stadtteil und ist Treffpunkt, Plattform und ‚Heimathafen‘ für zahlreiche Initiativen, Gruppen und Bewohner.

Die Stiftung Kultur Palast Hamburg engagiert sich seit 37 Jahren für kulturelle Teilhabe und Nachwuchsförderung an ihrem Standort in Billstedt und darüber hinaus. Sie entwickelt kluge und neue Qualifizierungsmöglichkeiten für eine internationale Stadtgesellschaft und sorgt für nachhaltige Nachwuchsförderung. Besonders erfolgreich geschieht dies durch die beiden Leuchtturmprojekte „Klangstrolche“ und „HipHop Academy Hamburg“. Mit seinen Angeboten fördert der Kultur Palast heute über 3.500 Kinder und Jugendliche und erreicht jährlich etwa 220.000 Besucher. 2017 wurde der Neubau mit Theater, Kita und Tanzstudios eröffnet, der auch Ort der Preisverleihung am 11. Oktober 2017 war.

www.toepfer-stiftung.de/max-brauer-preis



Kommt ein Vogel geflogen



Kommt ein Vogel geflogen,
setzt sich nieder auf mein ´ Fuß,
hat ein Zettel im Schnabel,
von der Mutter ein ´ Gruß.

Ach, so fern ist die Heimat,
und so fremd bin ich hier;
und es fragt hier kein Bruder,
keine Schwester nach mir.



Hab mich allweil vertröstet
auf die Sommerzeit;
und der Sommer ist kommen,
und ich bin noch so weit.

Lieber Vogel, flieg' weiter,
nimm ein' Gruß mit und ein' Kuss,
denn ich kann dich nicht begleiten,
weil ich hier bleiben muß.

Wie das andere Vogel-Lied „Wenn ich ein Vöglein wär“ wurde auch „Kommt ein Vogel geflogen“ bekannt als Element eines Bühnenstückes. Es war eines der Lieder in Karl von Holteis „Die Wiener in Berlin“, einer Posse, die eben in Berlin zu Anfang des 19. Jahrhunderts aufgeführt wurde. Melodie und Text des Liedes stammen ursprünglich aus Tirol, es sind aneinandergerichtete „Schnaderhüpfn“ – vierzeilige Spottlieder, die man in Bayern unter dem Namen Gstanzln kennt, abgeleitet vom italienischen „stanza“ (dt. Strophe). Dass es viele parodistisch anmutende Versionen des Liedes gibt, liegt also in der Natur der Kunstform selbst.

Der uns geläufige Liedtext enthält allerdings keinen erkennbaren Spott mehr, auch die farbige Derbheit des ursprünglichen Dialekts ist auf der Strecke geblieben: Der Zettel ist im Schnabel statt im „Gosch'l“, und während der Vogel ursprünglich den Gruß eines „Diarndls“ bringt, so erhält der Empfänger heute den von der Mutter. Mindestens eine weitere Strophe der Urversion ist getilgt. Wo das lyrische Ich einmal ein bisweilen rauer Jüngling war, der mit einer lässigen, draufgängerischen Haltung, ein wenig Spott und Selbstironie die Einsamkeit in der Fremde besang, ist das Ganze inzwischen doch deutlich einfacher, sauberer, abstrakter. Das liegt daran, dass das Lied bis heute immer wieder Bearbeitungen erfahren hat, die für Kinderohren und -stimmen geeignet und zugänglich sein sollten. Zumindest besteht – je nach Lesart – in der heutigen Version, die Möglichkeit, ein wenig Trost in die Situation hineinzulesen.

Verjlich ens ... Stipendien als Element europäischer Verständigung

Annette Julius

1979 veröffentlichte die Kölner Rockband BAP das Lied „Neppes, Ihrefeld und Kreuzberg“, das nach einer Konzerttour durch die Türkei entstanden war. In der letzten Strophe heißt es:

Mer wooren do, en Ankara, en Aydin un och en Tekirdag.
Do joov et Raki, Thy un Köfte, Basars, Cafés un klein Jeschäfte.
Mer hann jespeelt für jroos un klein. Mer hann jeschwaad met Ärm un Bein.
Mer hann jedanz, jerauch, jesoffe, mer hann die Männ doheim jetroffe.
Op eimohl säht dä Schmal: „Verdamp, häss do dich och wie ich jeschamp?
Verjlich ens, wie die he zo uns sinn un wie mer die ze Kölle ahnsinn.

„Wir waren da“, und: Es fanden persönliche Begegnungen statt. Beides zusammen hat einen Perspektivwechsel bewirkt, Einblicke in eine bislang fremde Gesellschaft ermöglicht, und – vielleicht noch wichtiger – den Blick auf die Verhältnisse zu Hause verändert: auf die Türken und Türkinnen in der eigenen Stadt, aber auch auf die eigene Nicht-Gastfreundschaft und Unfähigkeit auf die „Gäste“ (als die die türkischen Zuwanderer damals jedenfalls nominell noch gesehen wurden) zuzugehen und sich mit ihnen zu verständigen.

Auslandsstipendien sind also keineswegs die einzige Möglichkeit, Menschen anderer europäischer Länder zu begegnen. Sie sind aber sicherlich der am meisten verbreitete Weg für Schüler und Schülerinnen sowie Studierende, vertiefte, über touristische Reisen hinausgehende Erfahrungen in andern Ländern und Kulturen zu sammeln. Die Verbesserung von Sprach-

kenntnissen, die Wahrnehmung von Bildungsangeboten, die im Heimatland nicht (in der gleichen Weise) zu finden sind, oder auch die Stärkung der eigenen Jobchancen – das sind wichtige „funktionale“ Gründe, warum junge Menschen für eine gewisse Zeit zum Schulbesuch oder Studium in ein anderes Land aufbrechen. Die Einsicht, dass man die Dinge so oder eben auch ganz anders interpretieren, begreifen und leben kann, die Erfahrung einer anderen Lehr-, Lern- oder Forschungskultur oder auch eines anderen gesellschaftlichen Klimas – das sind weitere, langfristig vielleicht noch wirkmächtigere Effekte von Auslandsaufenthalten, die sich dann einstellen, wenn wir in einen anderen Alltag eintauchen, Menschen begegnen und uns auf sie einlassen.

Auf der informationellen, rationalen Ebene mögen manche der hierbei gewonnenen Erkenntnisse zunächst banal erscheinen: So wissen auch deutsche Zeitungsleser, dass das Baltikum mit Sorge auf den russischen Nachbarn schaut. Was es für Estland, Lettland und Litauen bedeutet – emotional, historisch, infrastrukturell, sozial – dass sie 1990 ihre Eigenstaatlichkeit erringen und schließlich Teil der Europäischen Union werden konnten, erschließt sich jedoch in völlig anderer Weise vor Ort – wenn man etwa in die Start-up-Szene in Tallin eintaucht, auf den Spuren der Hanse in Tartu, Pärnu oder Viljandi unterwegs ist oder von der Geschichte der „Waldbrüder“ erfährt, die nach dem zweiten Weltkrieg zehn Jahre lang als Partisanen gegen die Eingliederung des Baltikums in die Sowjetunion kämpften und hierbei – wie wir wissen vergeblich – auf Unterstützung aus dem Westen hofften.

Wer denkt, dass wir Deutschen unsere nationalsozialistische Vergangenheit in vorbildlicher Weise aufgearbeitet haben (wovon sich andere „ja ruhig mal eine Scheibe abschneiden könnten“), wird auch in Weißrussland und Russland nachdenklich werden und fragen, warum die rund zweieinhalb Jahre währende Blockade Leningrads, warum die Gedenkstätte Chatyn (nein, nicht Katyn), die an die Zerstörung von 5.295 weißrussischen Dörfern während des Zweiten Weltkriegs erinnert, oder auch Konzentrationslager wie Trestenez oder Osaritschi nur eingeschränkt oder gar nicht in unserem kollektiven Bewusstsein verankert sind. Wer nach Bosnien fährt, kann dort einen aufgeklärten, liberalen und an europäischen Werten orientierten Islam kennenlernen, dessen Vertreter mit ihrer mühsamen Versöhnungs- und Bildungsarbeit nach dem jugoslawischen Bürgerkrieg im Übrigen unsere breiteste Solidarität und Unterstützung verdienen. In Frankreich kann man erfahren, dass in Deutschland weit verbreitete Grundannahmen über die schwierige Vereinbarkeit von Mutterschaft und einer Vollzeit-Berufstätigkeit nicht universell sind. Und wer in Großbritannien gelebt hat, weiß, wie ausgesprochen angenehm sich höfliche Umgangsformen auf den Alltag auswirken können – und warum wir Deutschen auf der Insel häufig als wenig diplomatisch wahrgenommen werden.

„Wandel durch Austausch“ – mit diesem sehr treffenden Motto fasst der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) Ziel und Zweck seiner internationalen Stipendien- und Austauscharbeit zusammen. Der hier intendierte Wandel kann sich dabei durchaus durch die Übernahme von Normen, Institutionen, Bräuchen oder sozialen Praktiken vollziehen, die uns im

Ausland als vorbildlich erscheinen. Dies war beispielsweise bei den Rechtsreformprozessen in Mittel- und Osteuropa Anfang der 1990er Jahre der Fall, für die oftmals westliche Modelle Pate standen, oder auch, als die Deutsche Post das „Viele Schalter – eine Schlange“-System von den Briten übernahm. Nicht alles, was wir bei unseren Nachbarn kennenlernen, werden wir aber imitieren wollen. Und, noch viel wichtiger: „Wandel durch Austausch“ zielt nicht auf gegenseitige Anpassung und Gleichmacherei. Vielmehr ist und bleibt die sprachliche und kulturelle Diversität ein Kern der europäischen Identität. Umso wichtiger ist es aber, dass in jeder Generation und in allen Ländern Menschen heranwachsen, die um durch geschichtliche und kulturelle Prägungen bedingte Unterschiede wissen, die sich selbst und ihre Heimat in der Fremde mit anderen Augen zu betrachten gelernt haben und die daher als Übersetzer und Vermittlerinnen wirken können. Freundschaften, Liebesbeziehungen, Ehen, kollegiale Verbindungen über nationale Grenzen hinweg – all diese Bande lassen zudem Chauvinismus und Hass zwischen den Völkern unwahrscheinlicher werden.

Die Beendigung kriegerischer Auseinandersetzungen in Europa und die Freiheit, physische und psychologische Grenzen zu überschreiten, gehören zu den größten Errungenschaften seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, die – wie die Beispiele Jugoslawien und Ukraine zeigen – wir nicht als selbstverständlich gegeben nehmen können. Stipendienprogramme wie ERASMUS oder auch die Auslandsförderung der Studienstiftung des deutschen Volkes ermöglichen die für europäische Verständigung und Versöhnung so zentralen Perspektiverweiterungen und Perspektivwechsel.

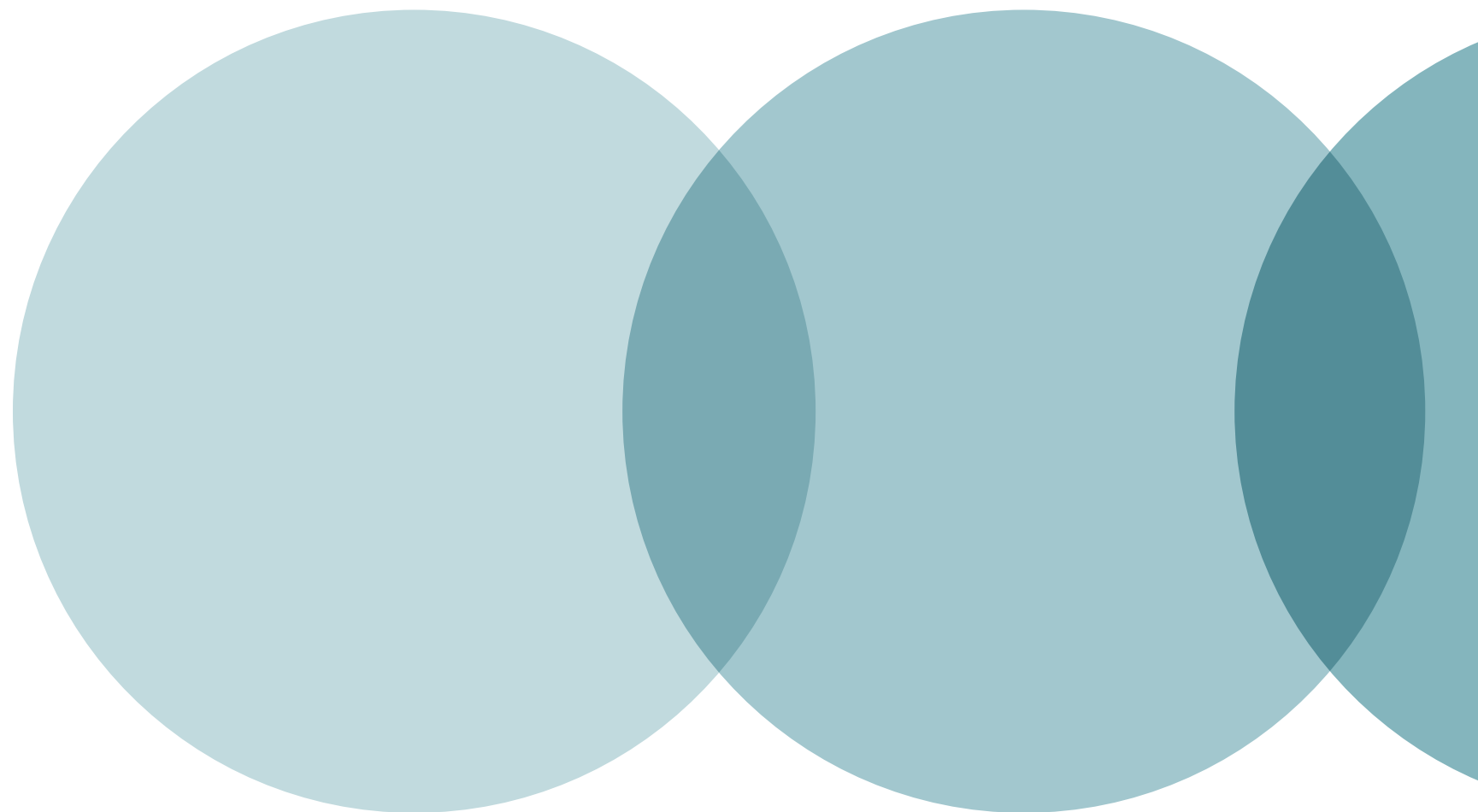
Dies geschieht, indem Studierende andere Sprachen (und schon damit, wie schon Humboldt wusste, eine alternative Sicht auf die Welt) erwerben, aber auch, indem sie, wie Wolfgang Niedecken und seine Kollegen in der Türkei, schwaaden, tanzen und sich mit den örtlichen Ess- und Trinkgewohnheiten vertraut machen.

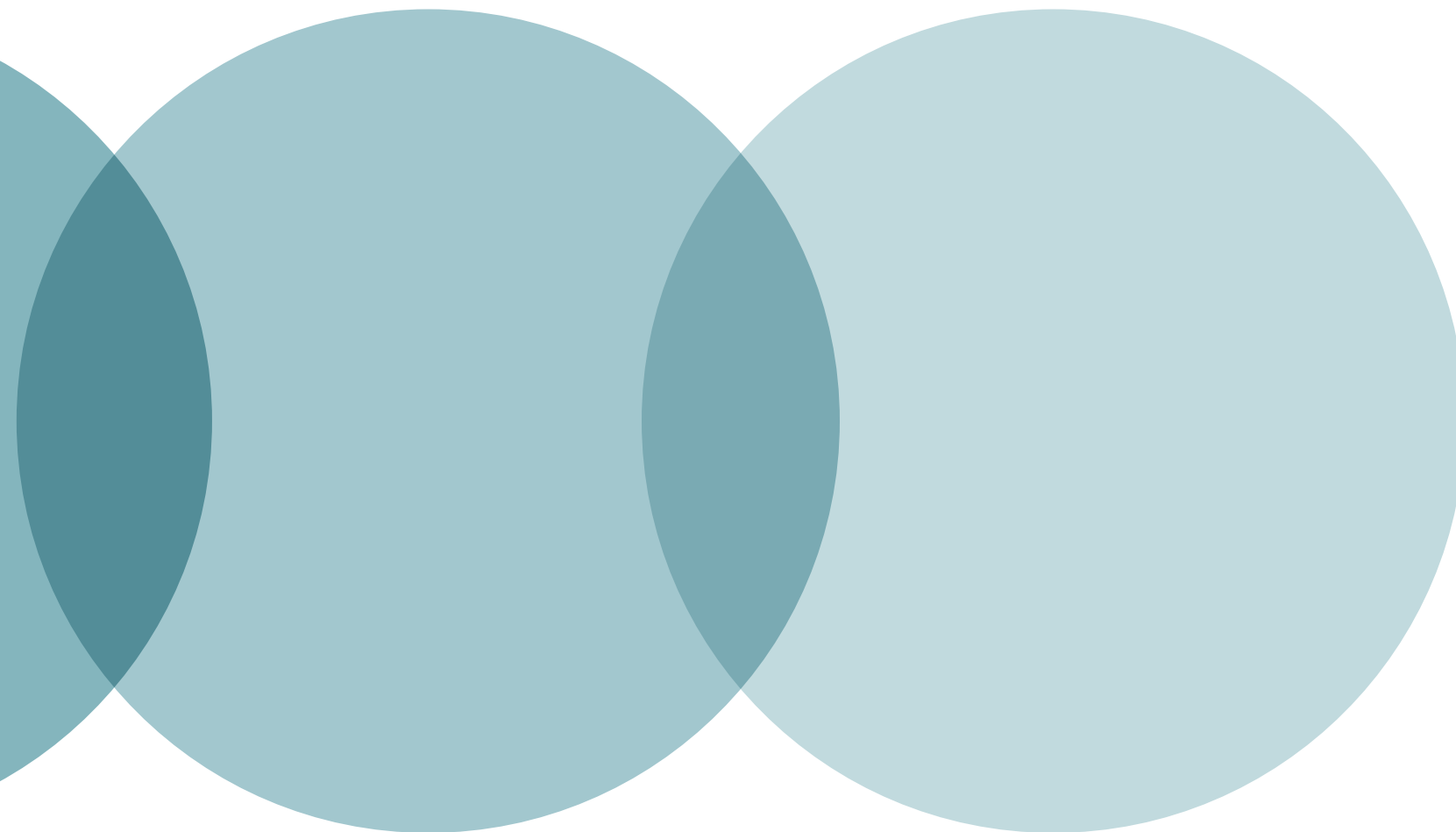
Ach, so fern ist die Heimat

Mit dem Kolleg Europa hat die Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. gemeinsam mit der Studienstiftung des Deutschen Volkes und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst ein Dialogformat entwickelt, in dem sich Studierende und Doktoranden aus Deutschland und anderen europäischen wie außereuropäischen Ländern mit den Besonderheiten europäischer Kulturen auseinandersetzen und so die Grundlagen nationenübergreifender Verständigung und Zusammenarbeit reflektieren und erwerben. Im Jahrgang 2016/2017 wurden folgende Fragen diskutiert: Wie offen sind Europas Grenzen? Wie wollen wir zusammen arbeiten und nachbarschaftlich zusammen leben? Wie wandeln sich die Kulturen und wie gestalten wir Europa politisch?

Darüber hinaus werden von der Toepfer Stiftung zwei Jahresstipendien vergeben: das Hanseatic Scholarships for Britons richtet sich an Studierende der Universitäten Oxford und Cambridge, die an einer Hochschule in Deutschland studieren oder forschen möchten. Das Voltaire-Stipendium fördert französische und deutsche Nachwuchswissenschaftler, die einen Studien- oder Forschungsaufenthalt an einer Hochschule oder Institution im Nachbarland planen.

Die CONCERTO-Musikstipendien wurden 2017 zum letzten Mal ausgeschrieben und an acht Musikstudierende aus Europa vergeben, die den Abschluss ihres Studiums an einer Musikhochschule in Deutschland anstreben. Ab 2018 werden die Lebenshaltungsstipendien aufgegeben zugunsten zeitgemäßer Förderformate.





DIE STIFTUNG

Stiftungsrat

Prof. Dr. Christoph Stölzl, Weimar (Vorsitzender, seit Dezember 2015)
Prof. Dr. Jürgen Schlaeger CBE, Berlin (Vorsitzender bis Dezember 2015)
Marlehn Thieme, Bad Soden (Stellv. Vorsitzende)
Prof. Dr. Aleida Assmann, Konstanz
Claus-Matthias Böge, Hamburg
Rolf Kirchfeld, Hamburg
Prof. Dr. Lisa Kosok, Hamburg
PD Dr. Georg Toepfer, Berlin
Dr. Lea T. Tezcan-Götz, Hamburg (beratend)
Prof. Dr. Hubert Wiggering, Eberswalde (beratend)

Vorstand

Ansgar Wimmer, Hamburg (Vorsitzender)
Andreas Holz, Holm

Geschäftsstelle

Programmabteilung

Ansgar Wimmer, Leitung
Sibylle Benecke, Vorstandsassistentin
Dr. Antje Mansbrügge, Geschäftsführung Toepfer gGmbH,
Stellv. Leitung Programmabteilung Toepfer Stiftung
Uta Gielke, Programmleitung Kultur, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Hélène Ericke, Programmleitung Stipendien und Naturschutz
Mona Janning, Programmleitung Gesellschaft
Sonja Marie Krajewski, Programmleitung Bildung
Patience Sarfo und Karolin Gathen, FSJ Kultur (September 2016 bis August 2017)
Max Oppermann, FSJ Kultur (September 2015 bis August 2016)
Ricarda Luthe, Ehrenamtliche Mitarbeit

Verwaltung

Andreas Holz, Leitung
Anja Grischek, Vorstandsassistentin
Maria Pünnel, Kaufm. Assistenz
Dirk Krell, Gebäudebetreuung

Kuratorium des KAIROS-Preises

Prof. Dr. Christoph Stölzl, Weimar (Vorsitzender)
Armin Conrad, Mainz (bis Oktober 2015)
Dr. Christine Eichel, Berlin
Shermin Langhoff, Berlin (seit Juli 2017)
Heike Catherina Mertens, Berlin
Dr. Rainer Schaper, Zürich (bis Oktober 2016)
Dr. Nike Wagner, Weimar

Kuratorium des Hamburger Max-Brauer-Preises

Sabine Rossbach, Hamburg (Vorsitzende)
Dr. Linde Appel, Hamburg
Prälat em. Dr. Stephan Reimers, Hamburg
Cord Sürie, Lüneburg
Michael Wendt, Hamburg

Kuratorium des CULTURA-Preises

Prof. Dr. Christian Ammer, Göttingen (Vorsitzender)
Prof. Dr. Kleinschmit, Daniela, Freiburg
Prof. Dr. Nicola Fohrer, Kiel
Prof. Dr. Johann Schreiner, Schneverdingen
Prof. Dr. Uta Steinhardt, Eberswalde
Prof. Dr. Joseph-Alexander Verreet, Kiel
Dr. Günther Bachmann, Berlin (beratend bis Januar 2017)

Lehreⁿ Fachbeirat

Prof. Dr. Karin Donhauser, Berlin
Prof. Dr. Mechthild Dreyer, Mainz
Prof. em. Dr. Ludwig Huber, Bielefeld (bis Dezember 2016)
Prof. Dr. Ute von Lojewski, Münster
Prof. Dr. Wilfried Müller, Bremen
Prof. Dr. Manfred Prenzel, München
Prof. Dr. Martina Roes, Witten (bis Dezember 2016)
Prof. Dr. Albrecht Wagner, Hamburg (bis Dezember 2016)

Auswahlkommissionen für die Stipendien der Stiftung

Auswahlkommission für die Hanseatic Scholarships for Britons

Dr. E. Nicholas R. Stargardt, Oxford (Vorsitzender)
Prof. Dr. Aleida Assmann, Konstanz
Dr. Tom Kuhn, Oxford
Powell, Alison, Cambridge
Prof. Bernd Wegner, Hamburg
Dr. Georg Krawietz, London

Auswahlkommission für die Concerto-Musikstipendien

Prof. Moshe-Aron Epstein, Tel-Aviv (Vorsitzender)
Dr. Albrecht Dümmling, Berlin
Prof. Anke Eggers, Berlin
Dr. Markus Fein, Schwerin
Uta Gielke, Hamburg
Burkhard Glashoff, Hamburg
Ina-Esther Joost Ben-Sasson, Jerusalem
Tobias Rempe, Hamburg
Prof. Fredrik Schwenk, Hamburg

Auswahlkommission für das Kolleg Europa

Prof. Dr. Martin Dinges, Stuttgart
Prof. Dr. Silke Götsch-Elten, Kiel
Rolf Kirchfeld, Hamburg
Herr Prof. Dr. Lars Olof Larsson, Kiel
Dr. Antje Mansbrügge, Hamburg
Frau Prof. Patricia Oster-Stierle, Saarbrücken
Christian Strowa, Bonn
Peter Timman, Hamburg
Dr. Georg Toepfer, Berlin
Prof. Dr. Alexander Wöll, Greifswald

WAS WANN WO

Juli 2015 bis Juni 2017

2015

Juni/Juli

29.6. – 1.7. Lehreⁿ Kolleg 2 *Seminarzentrum Gut Siggen* 3.7. Ehemaligentreffen Praktikanten und FSJler *Hamburg* 6.7. Masfield-Konzert *Hamburg* 20.7. Kultursommer in Siggen: Konzert Cristin Claas & Band 29.7. Eröffnung Ausstellung »Immer da! Muslimische Hanseaten« *Galerie im Georgshof, Hamburg*

August

3.–8.8. Siggener Begegnungen. Gastgeberin: Prof. Dr. Ortrud Gutjahr, Thema: Migration und ästhetische Erfahrung 4.8. Kultursommer in Siggen: Konzert Daniel Trumbull & Trio 10.–15.8. Siggener Begegnungen. Gastgeberin: Prof. Dr. Aleida Assmann, Thema: Europa in der globalisierten Welt 17.8. Auswahl Lehreⁿ Jahresprogramm 2016 *Hamburg* 17.–22.8. Siggener Begegnungen. Gastgeber: Prof. Dr. Wilfried Müller, Thema: Ist der Bologna-Prozess gescheitert? 20.8. Kultursommer in Siggen: Konzert Alexander und Aleksandra Grychtolik 24.–29.8. Siggener Begegnungen. Gastgeber: Dr. Georg Toepfer, Thema: Die neue Kultur des Lebens

September

7.–9.9. Lehreⁿ Kolleg 3 *Seminarzentrum Gut Siggen* 9.9. heimspiel. Für Bildung: Fachtag Inklusion und Interkulturelle Öffnung *Hamburg* 10.9. Kultursommer in Siggen: Konzert Kai Schumacher 14.9. Beiratssitzung heimspiel. Für Bildung 16.9. Verleihung des Max-Brauer-Preises *Hafen-Museum, Hamburg* 20.–26.9. Kolleg EUROPA *Amsterdam* 22.–25.9. Museion²¹. Modul I *Seminarzentrum Gut Siggen* 25.9. Kultursommer in Siggen: Konzert Susanne Fröhlich, Katharina Landl & Klaus Franz

Oktober

4.10. heimspiel. Für Bildung: Bildungsübergänge rechtskonform gestalten – Tischgespräch zum Übergang von der Grund- in die weiterführende Schule *Hamburg* 8.10. Kuratoriumssitzung KAIROS-Preis 2016 *Elbehaus, Hamburg* 15.10. Kultursommer in Siggen: Konzert Laura Zarina, Aleke Alpermann & Bernadett Kis 21.–24.10. Netzwerktreffen der Museumsstipendiaten für Kulturelle Vielfalt und Migration *Seminarzentrum Gut Siggen* 28.10. Eröffnung Ausstellung »Bilder vom Krieg – Heinrich Stegemann« *Galerie im Georgshof, Hamburg*

November

3.11. heimspiel. Für Bildung: Lokale Bildungskonferenz Bildungsarbeit mit Flüchtlingen *Hamburg* 5.11. heimspiel. Für Bildung: Marktplatz der Möglichkeiten zum Übergang von der Grund- in die weiterführende Schule *Hamburg* 12.–13.11. Jahrestreffen der aktuellen Stipendiaten der Stiftung *Hamburg* 17.–20.11. Museion²¹. Modul 2 *Seminarzentrum Gut Siggen* 23.–25.11. Lehre^a Kolleg 4 *Seminarzentrum Gut Siggen* 27.–28.11. heimspiel. Für Bildung: Strategieklausur der Amtsleiter der Behörde für Schule und Berufsbildung *Seminarzentrum Gut Siggen*

Dezember

2.12. heimspiel. Für Bildung: 5. Netzwerktreffen Sprachförderung *Hamburg* 3.12. Elbehaus-Lunch »Willkommensarchitektur« *Elbehaus, Hamburg* 7.12. Sitzung des Stiftungsrates *Hamburg*

2016

Januar

20.1. heimspiel. Für Bildung: 6. Netzwerktreffen Sprachförderung *Hamburg* 22.1. Kuratoriumssitzung CULTURA-Preis 2016 *Hamburg* 25.1. Eröffnung Ausstellung »Swings in Hamburg, Hans Leipelt und die WEISSE ROSE« *Galerie im Georgshof, Hamburg* 27.1. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Ergibt Gewalt Sinn? Konfrontative Gesprächsführung und Fallarbeit« *Hamburg*

Februar/März

2.–5.2. Museion²¹. Modul 3 *Seminarzentrum Gut Siggen* 25.2. Kuratoriumssitzung Max-Brauer-Preis 2016 *Hamburg* 29.2.–2.3. Workshop 1 Lehre^a Jahresprogramm 2016 1.3. Gespräch zur Vorstellung des Buches »Deutschland. Erste Informationen für Flüchtlinge« Zentralbibliothek *Hamburg* 14.3. Auswahl Sitzung Hanseatic Scholarship for Britons *University of Oxford* 16.3. Sitzung des Stiftungsrates *Hamburg* 22.3. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Wenn Wahrnehmungsstörungen zu herausforderndem Sozialverhalten führen« *Hamburg* 30.3. heimspiel. Für Bildung: 7. Netzwerktreffen Sprachförderung *Hamburg*

April

5.–8.4. Museion²¹. Modul 4 *Seminarzentrum Gut Siggen* 6.4. Masefield-Konzert *Hamburg* 8.4. Verleihung des KAIROS-Preises 2016 an Teodor Currentzis *Hamburg* 13.–14.4. Auswahlveranstaltung Fellowships am Kolleg Europa 2016 *Hamburg* 20.4. Kultursommer in Siggen: Konzert der Bläserklasse der Hochschule für Musik und Theater Hamburg 25.–27.4. Workshop 2 Lehre^a Jahresprogramm 2016 25.4. Workshop »Angebote für Flüchtlinge in der Grunewaldstraße« *Hamburg* 26.4. Auswahlgespräche CONCERTO Musikstipendien *Hamburg* 26.4. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Rote Karte?! Vom Umgang mit Regeln und Regelverstößen in Gemeinschaften« *Hamburg* 28.4. LBK Bildungsübergänge *Hamburg*

Mai

4.5. Auswahlssitzung Museion²¹: Jahrgang 2017 *Hamburg* 9.5. Kultursommer in Siggen: Konzert Elina Albach und Georg Kallweit *Seminarzentrum Gut Siggen* 10.5. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Kindliche Verhaltensweisen verstehen – soziale Kompetenzen fördern mit Kess-Erziehen, Teil I« *Hamburg* 24.5. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Kindliche Verhaltensweisen verstehen – soziale Kompetenzen fördern mit Kess-Erziehen, Teil II« *Hamburg* 25.5. Kultursommer in Siggen: Konzert Alexej Gerassimez 26.–27.5. Lehreⁿ Netzwerktagung *Hamburg* 31.5. Treffen der Art School Alliance-Stipendiaten mit Bettina Steinbrügge, *Kunstverein Hamburg*

Juni

2.6. Kultursommer in Siggen: Konzert Helena Goldt & Sputniki 7.6. Maselfield-Konzert *Hamburg* 9.6. Sitzung des Stiftungsrates *Seminarzentrum Gut Siggen* 13.6. Kultursommer in Siggen: Konzert Ensemble Trigon 14.6. Verleihung des CULTURA-Preises 2016 an Prof. Dr. Robert Arlinghaus *Göttingen* 14.6. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Wenn ich nicht mehr weiter weiß – Orientierung am Kindeswohl« *Hamburg* 15.6. Kuratoriumssitzung CULTURA-Preis 2017 *Göttingen* 15.–17.6. Sommerakademie für wissenschaftliche Lehre, Follow up *Seminarzentrum Gut Siggen* 20.–21.6. Auswahlgespräche Museion²¹: Jahrgang 2017 *Hamburg* 20.–26.6. Concerto²¹: Kurs 1 *Seminarzentrum Gut Siggen* 23.6. Open Studios Art School Alliance *Hamburg* 27.6. Kultursommer in Siggen: Konzert Christoph Reuter 27.–28.6. Tagung Lehreⁿ Kolleg Geisteswissenschaften *Hannover*

Juli

4.–6.7. Workshop 3 Lehreⁿ Jahresprogramm 2016 *Hasenwinkel* 11.7. Kultursommer in Siggen: Konzert Ensemble Les Brünettes 18.–24.7. Concerto²¹: Kurs 2 *Seminarzentrum Gut Siggen*

August

8.–13.8. Siggenger Begegnungen. Gastgeber: Prof. Helmut Fend & Prof. Jürgen Schlaeger, Thema: Lebensentwürfe im Zeitalter von Facebook und Instagram 15.–20.8. Siggenger Begegnungen. Gastgeber: Prof. Sandra Richter & Manuel J. Hartung, Thema: Intellektuelle und Öffentlichkeit 22.–27.8. Siggenger Begegnungen. Gastgeberin: Shermin Langhoff, Thema: Theater frei nach Deutschland 25.8. Kultursommer in Siggen: Konzert Paul Cibis

September

29.8.–3.9. Siggenger Begegnungen. Gastgeberin: Susanne Wittek, Thema: Schöner scheitern – Vom Glück des Vergeblichen und vom Verzweifeln am Versagen 8.9. Kultursommer in Siggen: Konzert Frank Grischek & Ralf Lübke 12.–14.9. Workshop 4 Lehreⁿ Jahresprogramm 2016 *Seminarzentrum Gut Siggen* 14.9. heimspiel. Für Bildung: 1. Koordinatorentreffen zum Thema Übergang von der Grund- in die weiterführende Schule *Hamburg* 13.–16.9. Museion²¹: Modul 1 *Seminarzentrum Gut Siggen* 19.9. Kultursommer in Siggen: Konzert Streichtrio mit Barbara Buntrock

Oktober

4.–6.10. Sommerakademie für wissenschaftliche Lehre *Hasenwinkel* 11.10. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Wenn Wahrnehmungsstörungen zu herausforderndem Sozialverhalten führen« Teil I *Hamburg* 11.10. Eröffnung Ausstellung »Letzte Zuflucht Mexiko. Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939« *Galerie im Georgshof, Hamburg* 21.10. Kultursommer in Siggen: Konzert Kammerchor Maria Benyumova

November

31.10.–2.11. Workshop 5 Lehreⁿ Jahresprogramm 2016 *Seminarzentrum Gut Siggen*
1.–4.11. Museion²¹. Modul 2 *Seminarzentrum Gut Siggen* 4.–5.11. Netzwerktreffen der Stipendiaten des Museumsstipendiums »Kulturelle Vielfalt und Migration« *Elbehaus, Hamburg* 31.10.–2.11. Workshop 5 Lehreⁿ Jahresprogramm 2016 *Hasenwinkel* 10.11. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Kinderschutz an Schulen« *Hamburg* 10.11. heimspiel. Für Bildung: Beiratssitzung *Hamburg* 17.–18.11. Jahrestreffen der aktuellen Stipendiaten der Stiftung *Hamburg* 21.11. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema: »Orientierung am Kindeswohl« *Hamburg* 21.11. Buchvorstellung & Fachveranstaltung »Geflüchtete und kulturelle Bildung – Formate und Konzepte für ein neues Praxisfeld« *Hamburg* 25.–26.11. Treffen ehemaliger Max-Brauer-Preisträger *Seminarzentrum Gut Siggen* 28.–30.11. Weiterbildungsworkshop Lehreⁿ-Community *Seminarzentrum Gut Siggen*

Dezember

1.12. Open Studios Art School Aliance *Hamburg* 12.12. Sitzung des Stiftungsrates *Elbehaus, Hamburg*

2017

Januar

18.1. Studio-Visit und Abendessen in den Art School Aliance-Studios mit Janneke de Vries *Hamburg* 23.1. heimspiel. Für Bildung: 2. Treffen der Arbeitsgemeinschaft »Übergang Kita – Grundschule« *Hamburg* 26.1. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Umgang mit traumatisierten Flüchtlingskindern« *Hamburg* 2.–3.2. Lehreⁿ Jahrestreffen Kohorte 1 *München*

Februar

7.2. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Verhaltensweisen verstehen – angemessen handeln« Teil I *Hamburg* 7.–10.2. Museion²¹. Modul 3 *Seminarzentrum Gut Siggen* 13.–15.2. Lehreⁿ Jahrestreffen Kohorte 3 *Hasenwinkel* 16.2. Kuratoriumssitzung Max-Brauer-Preis 2017 *Hamburg* 16.–18.2. Lehreⁿ Jahrestreffen Math-Ing-Kolleg 2017 *Wolfenbüttel* 18.2. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Verhaltensweisen verstehen – angemessen handeln« Teil II *Hamburg*

März

1.3. Eröffnung Ausstellung »Scherben im Kopf – Trauma und seine Folgen bei geflüchteten Kindern und Jugendlichen« in Zusammenarbeit mit der Stiftung Children for Tomorrow *Galerie im Georgshof, Hamburg* 14.3. Lehreⁿ Jahrestreffen Kohorte 2 *Göttingen* 3.27. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Wenn Wahrnehmungsstörungen zu herausforderndem Sozialverhalten führen« Teil II *Hamburg* 28.–31.3. Museion²¹. Modul 4 *Seminarzentrum Gut Siggen*

April

3.4. heimspiel. Für Bildung: 3. Treffen der Arbeitsgemeinschaft »Übergang Kita–Grundschule« *Hamburg* 6.4. Sitzung des Stiftungsrates *Elbehaus, Hamburg* 11.4. Auswahl-sitzung Lehreⁿ Dachprogramm *Hamburg* 19.4. Kultursommer in Siggen: Konzert StegreifOrchester 27.4. Auswahlgespräche CONCERTO-Musikstipendien *Hamburg*

Mai

7.5. Verleihung des KAIROS-Preises 2017 an Inci Bürhaniye und Selma Wels *Hamburg* 10.5. heimspiel. Für Bildung: 9. Sprachfördernetzwerk Hohenhorst *Hamburg* 15.5. heimspiel. Für Bildung: Fortbildung zum Thema »Individuelle Lernvoraussetzungen berücksichtigen« *Hamburg* 30.5. heimspiel. Für Bildung: Strategietag der Stadtteilschule Süderelbe *Hamburg*

Juni

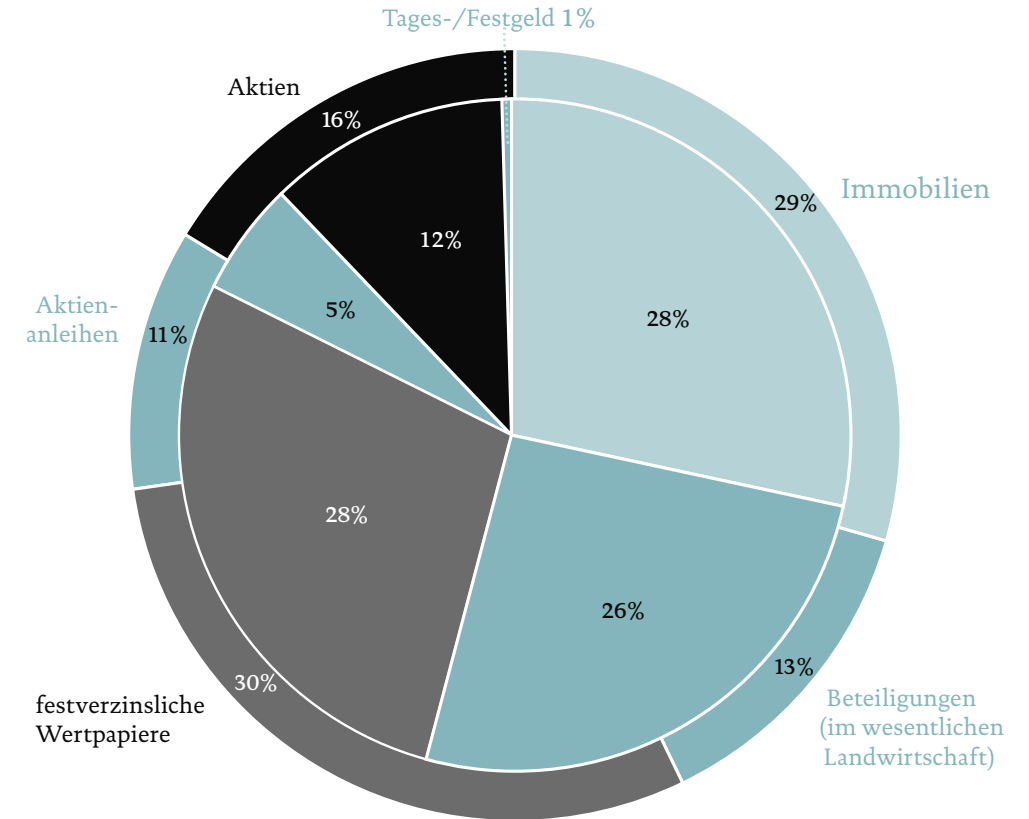
8.–9.6. Strategieklausur des Teams der Toepfer Stiftung *Seminarzentrum Gut Siggen* 9.6. Kultursommer in Siggen: Konzert Neuer Knabenchor *Hamburg* 12.–14.6. Lehreⁿ Dachprogramm WS 1 *Hasenwinkel* 12.–18.6. Concerto²¹. Kurs 1 *Seminarzentrum Gut Siggen* 15.6. Eröffnung Ausstellung »Architektur und Exil« *Galerie im Georgshof, Hamburg* 19.–21.6. Lehreⁿ Fachprogramm Treffen 1 2017 *Hasenwinkel* 23.6. Kultursommer in Siggen: Konzert trio21

DATEN UND ZAHLEN

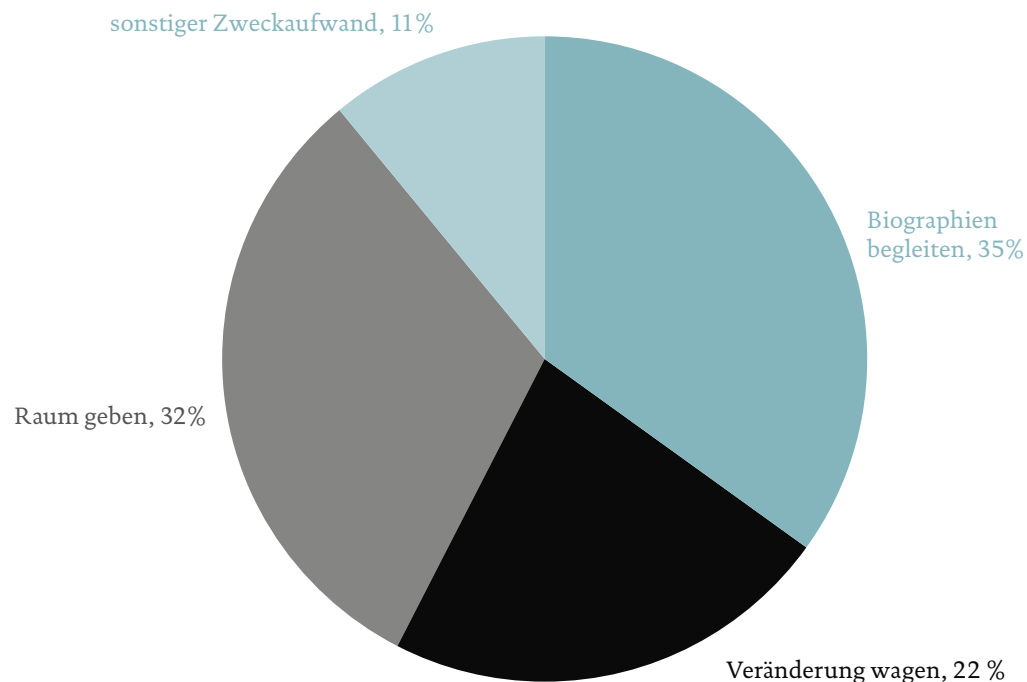
Die Jahresabschlüsse der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. wurden wie in den Vorjahren durch unabhängige Wirtschaftsprüfer geprüft und jeweils mit einem uneingeschränkten Testat versehen. Die Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 2016/2017 ist auf der Website der Stiftung einsehbar: www.toepfer-stiftung.de/zahlen-und-fakten

Die Stiftung ist unverändert sachwertorientiert investiert und schichtet weiterhin fällig werdende festverzinsliche Wertpapiere in Aktien und Aktienanleihen um, so dass diese mittlerweile rund 17% der Kapitalanlagen ausmachen und sogar für 27% der Erträge aus der Vermögensverwaltung stehen. Auf diese Weise konnten zuletzt die Wertpapiererträge trotz des Niedrigzinsumfelds gesteigert werden. Dieses Niveau wird sich auch noch einige Zeit lang halten lassen.

Der Immobilienbestand der Stiftung befindet sich ausschließlich in Hamburg, und es wird von der unverändert guten Marktsituation profitiert. Darüber hinaus wird konsequent in den Erhalt sowie die Verbesserung der einzelnen Objekte investiert, daher treten derzeit ausschließlich fluktuationsbedingte Leerstände auf und die Ertragslage im Immobilienbereich ist auf hohem Niveau stabil.



Der innere Kreis gibt den Anteil an den Kapitalanlagen wieder, der äußere Kreis den damit erzielten Anteil an den gesamten Vermögenserträgen.



In der Landwirtschaft ist die Ertragssituation eher schwierig, gleichwohl leisten die weiter steigenden Preise für acker- und forstwirtschaftliche Flächen einen nennenswerten Beitrag zum Kapitalerhalt bei der Stiftung.

Auch wenn das Kapitalmarktumfeld mit niedrigen Zinsen und steigenden Kursrisiken am Aktienmarkt schwierig bleibt, so sind wir doch zuversichtlich, das Förderniveau der Stiftung auf dem aktuellen Stand halten zu können.

Die in drei Programmbereichen der Stiftung gebündelten unterschiedlichen Stiftungszwecke werden dabei vergleichsweise gleichmäßig finanziell gefördert. Dabei ist zu berücksichtigen, dass das ursprünglich zum Programmbereich „Veränderung wagen“ gehörende Kooperationsprojekt Lehren zum Jahresanfang 2017 in die neu gegründete Toepfer Stiftung gGmbH mit eigener Rechnungslegung überführt wurde, so dass nur dadurch der Anteil des Programmbereiches in der Stiftung jetzt etwas kleiner ausfällt.

AUTOREN

Stefanie Maria Graf gewann in ihrer Karriere als Tennisspielerin 107 Titel, darunter 22 Grand-Slam-Turniere und 7 Mal das Turnier in Wimbledon. 1998 gründete sie ihre gemeinnützige Stiftung „Children for Tomorrow“ mit dem Ziel, Kinder und Familien, die Opfer von Krieg, Verfolgung und organisierter Gewalt geworden sind, zu unterstützen.

Prof. Dr. med. Sigrid Harendza leitet die Sektion Ausbildungsforschung der III. Medizinischen Klinik am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf und ist seit 2010 Mitglied im Lehreⁿ Netzwerk. Sie studierte Humanmedizin in Frankfurt am Main und erwarb berufsbegleitend einen Master of Medical Education an der Universität Bern.

Dr. Annette Julius hat in Köln Russisch und Englisch studiert. Stipendien ermöglichten ihr während ihrer Schulzeit, ihres Studiums und ihrer Promotion prägende Aufenthalte in Kanada, Israel, Schottland und der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten. Von 2001 bis 2012 arbeitete sie in verschiedenen Funktionen für den Deutschen Akademischen Austauschdienst, seit 2012 ist sie Generalsekretärin der Studienstiftung des Deutschen Volkes.

Prof. Dr. Eckart Köhne studierte Klassische Archäologie, Alte Geschichte und Christliche Archäologie in Bonn und Heidelberg und schloss das Studium 1996 mit der Promotion ab. Von 2004 bis 2007 plante und organisierte er die große Landesausstellung „Konstantin der Große“ in Trier und übernahm 2008 die Direktion des Rheinischen Landesmuseums Trier. 2011 ging er als Direktor und Geschäftsführer an das Historische Museum der Pfalz Speyer. Seit Juli 2014 ist er Direktor des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. Seit 2010 gehört er dem Vorstand des Deutschen Museumsbundes an, 2014 wurde er zu dessen Präsidenten gewählt.

Michael Propfe hat nach dem Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie als Dramaturg an zahlreichen großen Theatern in Deutschland gearbeitet, die längste Zeit davon am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, dort wie in Stuttgart auch als Stellvertretender Intendant.

Tobias Ruderer ist Kulturwissenschaftler und Mitbetreiber des Online-Musikmagazins VAN. Er macht Podcasts, schreibt meist kurze, selten längere Texte. Zusammen mit Anne Busch und Nils Koch schrieb er für das Jahrbuch die Begleittexte zu den zwölf Kunst- und Volksliedern.

Prof. Dr. Christoph Stölzl ist Vorsitzender des KAIROS-Preiskuratoriums und Vorsitzender des Stiftungsrates der Toepfer Stiftung. Von 1980 bis 1987 leitete er das Münchner Stadtmuseum und war Gründungsdirektor des Deutschen Historischen Museums in Berlin. Von 2000 bis 2001 war er Wissenschaftssenator des Landes Berlin, danach bis 2006 Vizepräsident des Berliner Abgeordnetenhauses. Seit 2010 ist er Präsident der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar.

Gerrit Wustmann lebte lange in Istanbul und schrieb dort eine zweisprachig in Deutschland und der Türkei erschienene Lyrik-Trilogie (zuletzt erschien „Taksim Tango“ im binooki Verlag, Berlin 2016). Als freier Journalist schreibt er schwerpunktmäßig über die Türkei, u.a. für die taz, den Freitag und Telepolis. Gemeinsam mit dem KulturForum TürkeiDeutschland engagiert er sich für in der Türkei inhaftierte Schriftsteller und Journalisten. Seine Texte wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt, darunter Türkisch, Persisch und Arabisch. 2015 erhielt er den Literatur-Förderpreis des Landes NRW.

Impressum

Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.
Georgsplatz 10
20099 Hamburg
Telefon 040 / 33 402 – 0
Fax 040 / 33 58 60
www.toepfer-stiftung.de

Redaktion
Uta Gielke

Lieder-Essays
Tobias Ruderer, Anne Busch, Nils Koch

Gestaltung
QART Büro für Gestaltung,
Hamburg

Foto
Jens Jeep

Druck
Optimal Media GmbH,
Röbel/Müritz

Hamburg, 2017